

ER

Sächsische
Landesbibliothek

16 DEZ 1991

QUERSCHNITT

XVI. Jahrgang · Heft 4 · APRIL 1936



Sächsische

Z 8°

1291

Landesbibl.

Herausgeber: E. F. v. GORDON

GRAF ARTHUR GOBINEAU

Die Ungleichheit der Menschenrassen

Volksausgabe. 756 Seiten. Leinen RM. 4.80

Das grundlegende Buch über Rassefragen

Mit gutem Gewissen darf man dem Verlag sowohl wie dem Neuüberseher volle Anerkennung dafür zollen, daß sie das Werk dieses seiner Zeit weit vorauseilenden Wegbereiters des 20. Jahrhunderts soeben neu herausgebracht haben . . . Jedenfalls dürfen wir uns freuen, daß dieses in Deutschland schon längst gelesene und gewürdigte Werk der Weltliteratur nun sozusagen als ein Volksbuch in einem Bande und in einer dem heutigen Sprachgefühl entsprechenden Neuübersehung herausgekommen ist. *Völkischer Beobachter*

Gobineau ist Dilettant, aber sein Werk gehört zu den großen Würfeln in der Geschichte des menschlichen Geistes . . . Wir warten auf den großen wissenschaftlichen Wurf, der den Rassebegriff unlösbar in die Geschichtsforschung einschmilzt. Gobineaus Werk ist hier in gewissem Sinne Vorbild — bei allem, was man gegen es einwenden mag. In keinem der späteren Versuche, vom Rassebegriff her Geschichte zu schreiben, ist die Einheitlichkeit des Gusses mehr erreicht worden. So ist die neue Übersehung, die von Dr. R. Kempf stammt und sich durch große Flüssigkeit auszeichnet, sehr zu begrüßen, zumal der Preis erstaunlich billig ist. *Deutsche Zukunft*

*

Kurt Wolff Verlag · Berlin

DER QUERSCHNITT

XVI. Jahrgang

Berlin, April 1936

Heft 4

INHALT

<i>Rudolf Fischer</i> , Berlin hört und sieht —	195
<i>Eberhard Schulz</i> , Das Weltfischerdorf	198
<i>Maxim Ziese</i> , Kultur aus zweiter Hand	201
<i>J. Huizinga</i> , Der Unfug des Spielens	207
<i>Walther Georg Hartmann</i> , Der Unfug des Bescheidwissens	211
<i>Waldemar Keller</i> , „Hier sprach Emma“	214
<i>Christian Bock</i> , Der Unfug des Telefonierens	215
<i>Hilaire Belloc</i> , Die Kunst zu langweilen	219
<i>Theodor Brun</i> , Der Umbruchteufel	223
<i>Achille Campanile</i> , Der Unfug der Zeitungsanzeigen . . .	227
<i>Werner Suhr</i> , Meine Liebe: Die Verkäuferin	230
<i>Christian Bock</i> , Der Unfug der Pointe	234
<i>Herbert Jhering</i> , Die Berliner Staatstheater	236

Marginalien:

Peter Li, Machen Kleider Filme? | *Peter Li*, Der Unfug des Petzens |
Eberhard Schulz, Aus den Bildergalerien | *Aus Castans Schreckens-*
kammer | *Berliner Kunstwochen* | *Die China-Ausstellung in London* |
Briefe an den Herausgeber | *Schallplatten- und Bücherquerschnitt* |
Fotowettbewerb-Ergebnisse

Umschlagbild von Erwin Rechenberg

Nachdruck und Übersetzung verboten / Copyright 1936 by Heinrich Jenne Verlag, Berlin

Herausgeber: E. F. v. Gordon

P H I L I P P M E T M A N

MYTHOS UND SCHICKSAL

Die Lebenslehre der antiken Sternsymbolik

224 Seiten Text mit 16 Bildtafeln. Format 16,5×25 cm

In Leinen gebunden 4,80 RM.



In packender und bildhafter Sprache erzählt und deutet Philipp Metman jene Mythen der Griechen, die die Urkräfte der menschlichen Seele in ihrem ewigen Widerstreit verkörpern, und aus denen dann die Vorstellungswelt der Astrologie entstanden ist. Wer weiß heute noch, warum den verschiedenen Gestirnen und Sternbildern bestimmte „Kräfte“ zugesprochen werden und was diese mit dem menschlichen Schicksal zu tun haben? Diese Zusammenhänge, die ja im antiken Lebensgefühl tief verwurzelt sind, läßt Philipp Metman mit schöpferischer Darstellungskraft klar in unser Bewußtsein treten. Indem er die zeitlose Weisheit der griechischen Mythen in Beziehung setzt zu den handgreiflichen Wirklichkeiten unseres Alltagslebens, vermittelt er zugleich eine wegweisende Lebenslehre.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG



Kremserfahrt

Friedrich Winckler-Tammenberg

BERLIN HÖRT UND SIEHT . . .

Von

RUDOLF FISCHER

Stendhal meint, den müsse der Teufel geritten haben, der sich darauf versteifte, in die Sandwüste, in der Berlin stände, eine Stadt zu bauen. Der Teufel war es nicht, aber preußische Könige. Paris ist Salon, Retorte und Symbol Frankreichs, London ist ein naturhafter Bestandteil der englischen Geschichte, solange es sie gibt und wahrscheinlich noch früher, Berlin ist Deutschlands Büro. Hier gibt es keine Erde, die verlockt hat, keine Natur, die auf den ersten Blick verführt, keine Atmosphäre, die Saugwirkung übt und jedem „Arrivé“ ein Teil der Last abnimmt, die er an sich selber zu tragen hat. Bis auf den heutigen Tag ist dieser Stadt ein absoluter Zug geblieben, man spürt heute noch, daß es vorerst und vor allem Willens, das heißt, Menschenwerk ist. Deswegen ist es von allen Weltstädten die unkonservativste.

In Berlin wird stets noch verbessert, nichts ist endgültig, alles ist noch Zukunft. Es hatte in seinen breiten, an die Kolonisationsstädte erinnernden Anlagen Platz genug, daß in breiten Kolonnen eine neue Zeit einmarschieren konnte, welche die Geräumigkeit, das Licht, das Grün liebt und am Leibe wieder ihre Freude hat. Es konnte sich dehnen, ohne Unersetzliches zu sprengen. Denn es ist durchaus nicht geschichtslos. Es hat Raum genug für einen neuen Willen zur Geschichte und seinen monumentalen Ausdruck. Die ungeheuren Evolutionen der Massenstadt werden hier ihren Ausdruck finden, der reiner als irgendwo anders einem neuen Zeitalter durch eine Stadt das gültige Gesicht geben wird. Von der weiten, durch die Kolonisation geprägten Anlage über den großartig nüchternen Stil willen Preußens bis zu dem gegenwärtigen Bauwillen ist ein weiter Weg. Aber das Gesetz, nach dem diese Stadt angetreten ist, wird nicht verwischt werden. Nie wird sie sich behaglich selbst genießen, stets wird auch der Fremdling und das

Fremde beachtet bleiben, wenn es auch freilich gezwungen wird, sich vor einem kernigen Witz zu behaupten. Das meinte Goethe, als er die Berliner ein „verwegenes Geschlecht“ nannte. Und auf diese Weise, indem er sich wehrt, wird auch der sehr rasch Berliner, der es nicht sein möchte.

*

Berlin ist keine Stadt, sondern ein Platz, aber ein Weltplatz. Seine Stärke und sein Elend liegt in der Methode und der Aktivität. Es hat keine allgemeingültige Form, in der es ruhen und spielen könnte. Hier muß sich jeder, der über dieses Bedürfnis nicht hinwegkommt, persönlich einen Ausweg schaffen. Auch das Vergnügen hat hier einen obligatorischen Zug. Man muß dabei ein bißchen schwitzen. Man muß zu den vitalen Vergnügungen der ausgehenden Renaissance und des Barock zurückgehen, etwa zu den gewürzten Weinen jener Zeit, um eine



Schäfer: Ast

Parallele beispielshalber für den Werderschen Fruchtwein und seine Wirkungen zu finden. Ein Karneval, der eine ganze Stadt in eine spielerische Psychose versetzt, ist in Berlin undenkbar. Und es wird doch erstaunlich bleiben, wie rasch auch die Rheinländer und Süddeutschen, die zuwandern und in Landsmannschaften ihre heimatlichen Bräuche weiterpflegen, diese Fähigkeiten verlieren. Weil die Stadt im Grunde Willenswerk ist, überschätzt man hier die *Methode*; es kann in der Tat ohne sie nicht auskommen. Und mag es auch hier an manchem fehlen, mag selbst Unsinn auf Unsinn gehäuft werden — warum nicht gar! — es wird von neuem geglaubt, es wird ein neuer *Einsatz gewagt*, es steht nicht still, es verzagt nie, es ist stets tätig, es ist stets auf etwas aus, und hat ein Recht dazu, denn in dieser Stadt ist noch nichts von vornherein aus irgendeinem Konservativismus abgelehnt worden. Dabei handelt es sich durchaus nicht

etwa nur um lokale Zufälligkeiten, vielmehr sind es, bald mehr, bald weniger Kräfte, welche die Welt gestalten. Es gibt an der Spree keine Luft, die seit Jahrhunderten stille steht, alle Tore sind weit offen, und der „Sturmwind der Zeit“ fegt hinein. Wer das lästig findet und „privat will“, wie man in Berlin sagt, der soll sich beizeiten den Abschreibungen anschließen, welche dieses Jahrhundert vornimmt.

*

Man muß nur einmal Paris mit seinen Bequemlichkeiten neben die Reichshauptstadt halten, dann wird man wissen, ob man es bequem haben oder — in Berlin leben will.

Es gibt einen netten Scherz, der mancherlei über die Berliner verrät. Die Seelen, die auf dem Wege zur ewigen Seligkeit sind, finden am Ziele ihrer Wanderung sich plötzlich vor zwei Toren. Auf dem einen steht „Eingang in den Himmel“ und auf dem anderen: „Hier werden Vorträge über die Methode

gehalten, auf die beste Weise in den Himmel einzu-
gehen“. Durch das zweite Tor strömen in hellen
Scharen alle Berliner.

*

Man sage indes nichts gegen die „Berlinerin“. Ihr
Bild ist vielleicht schwieriger zu gewinnen, als das des
„Berliners“, denn es hat sich sicherlich, seit Ludwig
Thoma die bildungssüchtige Kommerzienrätin aus der
Hedemannstraße verspottete, viel tiefer und bestimmt
zum Besseren gewandelt. Man sagt der Pariserin viel
Geschäfts- und Geldsinn nach. Auch die Berlinerin
hat ein wenig davon. Es ist aber nicht das Ausschlag-
gebende. Es ist der Panzer gegen das, was sie Schmus
nennt, womit sie die Verliebtheit an sich selber und
anderen abwehrt — oder entgiftet.



Schäfer, Ast

Aber diese Kühle paart sich rasch mit einer
warmen Teilnahme, die tätig und tatkräftig und im ganzen recht wohltuend ist
und einen Zauber hat, den man zu würdigen verstehen muß. Selten wird sie, auch
wenn sie das Geld zu schätzen versteht und spart — wovon weiß der Himmel —,
kleinlich sein, nie mit nüchternem Maße irgendeiner genossenen Lebensfreude
kleinlich vorrechnen, was sie etwa gekostet hat.

Auf dem Grunde ihres Wesens bleibt ein Hang zum Abstand, der den ernüch-
tern mag, der nicht weiß, wieviel Lebensklugheit darin liegt, wieviel Hintergrund
für eine Frau, wenn sie ein wenig mehr ist als nur ein Weibchen. So zieht sie sich
auch an. Sie hat so wenig Kokettes, Verspieltes, sie will sich mindestens ebenso
gut gefallen, wie anderen, aber sie kennt die Kunst der Pariserin nicht, sich selbst
zu genießen. Ihr Anzug und ihr Gehabe geht stets ein wenig, wenn sie voll in
„Schale“ ist, auf gewisse Plakatwirkungen, die etwas Abstraktes, ja vielleicht Kaltes
haben und durch eine gewisse Schärfe wirken. Es ist gar kein Zweifel möglich:
In Berlin nehmen die schönen Frauen zu.

Die Frauen hätten Berlin längst berühmt gemacht, wenn sie eben ein wenig
mehr zu Selbstgenuß und Spiel neigten. Aber auch sie werden ihr Zeitalter finden,
das ihnen die Krone geben wird.

*

Ewiges Rußland. Was in Rußland nur zwei Beine hat, muß zur bolsche-
wistischen Armee. Einzig und allein der junge Abraham Mihailoff, kräftig und
gesund wie kein Zweiter, kam nicht zum Militär.

„Warum bist du nicht Soldat, Genosse Mihailoff?“

Der Russe lächelte sanft: „eiß ich es? Ich bin jedesmal so überrascht, daß ich
nicht genommen werde, da ich bei der Aushebung mit dem Genossen Militärarzt
um 500 Rubel wette, daß ich diesmal tauglich bin. Glauben Sie, ich gewönne ein-
mal die Wette?“



„Der Frühling ist da“

Hermann Rombach

DAS WELTFISCHERDORF

Von

EBERHARD SCHULZ

Omnibusse fahren gleich gläsernen Bergen vorbei. Nachts, weit in der Vorstadt, hört das Ohr noch die summenden Atemzüge der Straßen, die immer leiser werden, die flüsternden Stimmen, wenn das Kino aus ist, den Schrei eines Autos, das um die Ecke biegt, und in immer länger werdenden Pausen den einsamen Schienenschlag der Stadtbahn. Wenn es ganz still ist, muß wohl ein Fremder, der zum erstenmal den Stimmen lauscht, mit Sehnsucht auf den Morgen warten, an dem die Weltstadt unter dem Füllhorn der Sonne ihre Wunder offenbart.

Die Weltstadt? Es ist sieben Uhr. In den Nebenstraßen tun sich Türen auf. Mädchen mit Kapotthüten und Kaninchenbesatz auf dem Mantel treten heraus, wandern über die Straßen zum Bahnhof. Über graues Pflaster. Was ist nicht alles grau! Die Gesichter, der Himmel, die Fassaden der Häuser und der Rauch, der von den Werkschornsteinen herunterdampft.

Die Häuser können noch eine Stunde in Ruhe schlafen. Einige Jungen rennen heraus zur Schule. Nach geraumer Zeit kommen die Hausfrauen. Es ist neun Uhr. Die Milchwagen halten vor der Tür. Ein Platz wird mit Zelten bespannt. Es ist Markt. In den Nebengassen stehen Pferde, Kleinautos und wieder Bauernpferde und Wagen, um die sich der Mist niedersammelt, als sei Manöverpause an diesem Platz. Fische werden geschabt, Tücher auseinandergerollt, Schuhe hängen an

Schnüren gebündelt in der Luft. Berlin ist aus einem Haufen von Kleinstädten zusammengesetzt.

Die Elektrische fährt in die Stadt — dreiviertel Stunden lang ins Warenhaus. Auch ohne Warenhaus ein Erlebnis. Jedes Haus hier ist ein Kolob, fünfstöckig hoch, mit dicken Mauern und einem Portier. Drinnen gilt der schwirrende Befehl der Telefone, und die Schreibmaschinen klopfen ihre tonlose Musik dazu.

Man kann die Stadt von der Morgenseite her betrachten. Aber die meisten sonnen sich lieber in den Abendlichtern, familienweise, einzeln oder zu zweit, wenn sich die Straßen zu einer feurigen Revue entflammen. Die Autos tanzen auf dem Asphalt. Die Uhr schlägt neun. Der Kinogott hält seine große Messe. Aber rechte Wissenschaft liegt in solcher Empfindung nicht. Jedermann kann in einem Kino oder einem Theater verzaubert werden und hernach bemerken, daß die Taxis rumpelig sind und die Straßenbahn durch die entseelten Straßen gar nicht mehr fährt. Kann dann an toten Mauern entlang spazieren und das Nachtleben suchen: Ahasver in einem riesigen verlassenen steinernen Dorf.

Rom hat etwa eine Million Bewohner, eine Regierung und ein Altertum, New York Wolkenkratzer und keine Regierung (dazu zwölf Millionen in der ganzen Umgebung), London alle Empireämter, viel Volk und mittelalterliches Königtum, Paris hat die allseitige Zusage, Weltstadt zu sein, auch ohne Definitionen. Wien hat Atmosphäre. Alles in allem gehört eine gewisse Architektur wohl dazu, die als Schildwacht für Vergangenheit und Zukunft sichtbar ist und sich auch den Erinnerungen gern einprägt. Berlin aber, bei allem wilden Pulsschlag zwischen den Mauern hat keine Architektur, sondern nur Mietskasernen. Es hat die Substanz nur in der Masse. Man kann ihre ganze Erscheinung als einen Übergang betrachten und sagen, daß an Berlin das Schönste die Hoffnungen und die Zukunft sind. Denn in der jetzigen Formlosigkeit steckt eine Richtung zur Form.

*

Vom Westen Europas, d. h. von einer durchgestalteten Kulturwelt betrachtet, ist Berlin viel verachtet worden. Der Student *Jakob Burckhardt* hat von seinem Hinterhauszimmer auf die Sandwüste geblickt, sie ab und zu „durchwatet“ und sehnsüchtige Briefe nach Basel geschrieben: „Berlin ist ein ganz widerwärtiger Ort, eine langweilige große Stadt in einer unabsehbaren sandigen Ebene. Das Ding sieht hellgelb aus. Es ist eine wahre Pracht. Die Windmühlen auf den sois disant, Hügeln sind mir ein Greuel.“ Und *Hebbel* klagt: „Wie leer sind diese Straßen, wie öde diese Plätze, wie wenig solide diese Gebäude. Alles ist wie auf Kauf gearbeitet, die Erde braucht sich nicht zu schütteln, um es zu zerstören, es fällt von selbst wieder um.“

Vom Osten aber wurde es als erstes Mannesgebilde inmitten der slawischen Ebenen begrüßt, verehrt und besucht. Vom früheren Petersburg aus, von Kurland und Polen, von Lemberg und vom Balkan. Jenseits der Oder gab es den Linienzug der „Linden“ in seiner mathematischen Härte und der Hoheit der sich schließenden und gleich wieder öffnenden Tore nicht wieder. Manche sagten, schon an der *Friedrichstraße* liege der *Trennungsstrich zwischen Europa und Asien*,

um etwas überwitzig anzudeuten, daß die formlosen Ebenen des Ostens bis in die Stadt selbst hineinlaufen.

Als hier nur ein wendisches Fischerdorf stand, schritt schon die Kolonne von Ost nach West über den Knüppeldamm der Spree, dort wo zwischen den Dünen der Nikolaikirche und dem Mühlendamm die alte Furt gelegen war. Es ist die Bahn des großen ost-westlichen Eisflusses, der kilometerbreit dahinrauschte und sich bis nach Warschau erstreckte. Dieser Eiszeitfluß hat die Spur bis heute ausgegraben, dem dann das Spreedelta, die Karawanenstraße, später die Eisenbahn und die Chausseen gefolgt sind. An jedem Radfahrer, der heute in der tiefliegenden Senke der *Frankfurter Allee* gleichmütig dahinbalanziert, ist — so möchte man glauben — noch heute der unbekannte, beinahe unheimliche Zwang der Ostrichtung zu erkennen. Deshalb ist Berlin aus vielen eroberten Stücken zusammengeflickt, aber dennoch mit der Kraft der werdenden Weltstadt ausgerüstet.

Als Kolonialfestung ist Berlin durch das *Schloß* mit einem echten Symbol ausgestattet, das durch seine barbarische Wucht die *Erinnerung an die Grenzzeiten* wachhält. Die Anzeichen der kommenden Weltstadt haben sich teilweise im Zeitalter des „Amerikanismus“ entwickelt.

Niemand hat sich so wohlgeföhlt wie jener Kolonialmensch von jenseits der Meere, der in der zivilisatorischen Abart der zweiten und dritten Generation jetzt in New York und Chicago zu Haus ist. „Keine Hauptstadt“ erklären die Dollarbesitzer nach einem Besuch, „wirkt so *amerikanisch* wie Berlin.“

Warum? — Weil hier mehrstöckige Omnibusse rollen, größer und schon früher als in der Fifth Avenue, weil es hier Hochhäuser gibt, wenn auch nur drei, Blinksperrlichter über den Asphaltstraßen hängen, weil Verkehrssorgen die Sorgen aller Sorgen sind, weil Reklame rosarot die Brandmauern deckt, weil der *Potsdamer Platz* en miniature wie der *Times Square* aussieht, weil es Drehscheibensprechmuscheltelefone drüben nur zum Privatgebrauch gibt, weil wir viel Zeitungen, viel Kioske und viel Radiolärm hatten, weil auch wir *Arbeitshast wie eine Religion* betreiben und über einer verlorenen Minute selbstmörderisch werden, weil nirgend so viel fremdsprachige und USA-Filme laufen wie in unseren Kinos, weil wir Radrennen, Boxmatches und maßlose Hallen besitzen und die Talmifreude der technischen Montur mehr genießen als irgend eine andere europäische Stadt.

Unsere Sehnsucht zum Monumentalen, die aus jeder märkischen Dorfkirche spricht, als käme sie aus dem endlosen Lande selbst, haben wir an Miniaturwolkenkratzer verschwendet, und wo wir Sinn für Technik entfalteteten, ist dieser oft mit technischem Aufwand verwechselt worden. Gibt es andere europäische Städte mit ähnlichen Bahnhofstempeln und solchem Gleisbett vor ihrer Einfahrt, das ganze Täler aus dem Stadtgebirge herausschneidet? Vorerst liegt die Größe der Stadt noch im Volumen und der weltstädtische Ehrgeiz noch sehr in technischen Dingen. Vorerst ist wirklich Berlin noch ein Schwerpunkt, der beinahe östlich außerhalb eines Reiches liegt, das einst im Westen seine größten Zeiten erlebt hat. Denn Berlin ist geworden, als Deutschlands Schwerpunkt sich nach Osten verlagerte. Daher ist es die *Stadt der Dynamik*, in kurzer Zeit entstanden und gewachsen, in seinem Rhythmus Fischerdorf und Weltstadt zugleich.



Der Ballwerfer am Neuen Museum

Fot. Croy (Mauritius)



Jannowitzbrücke

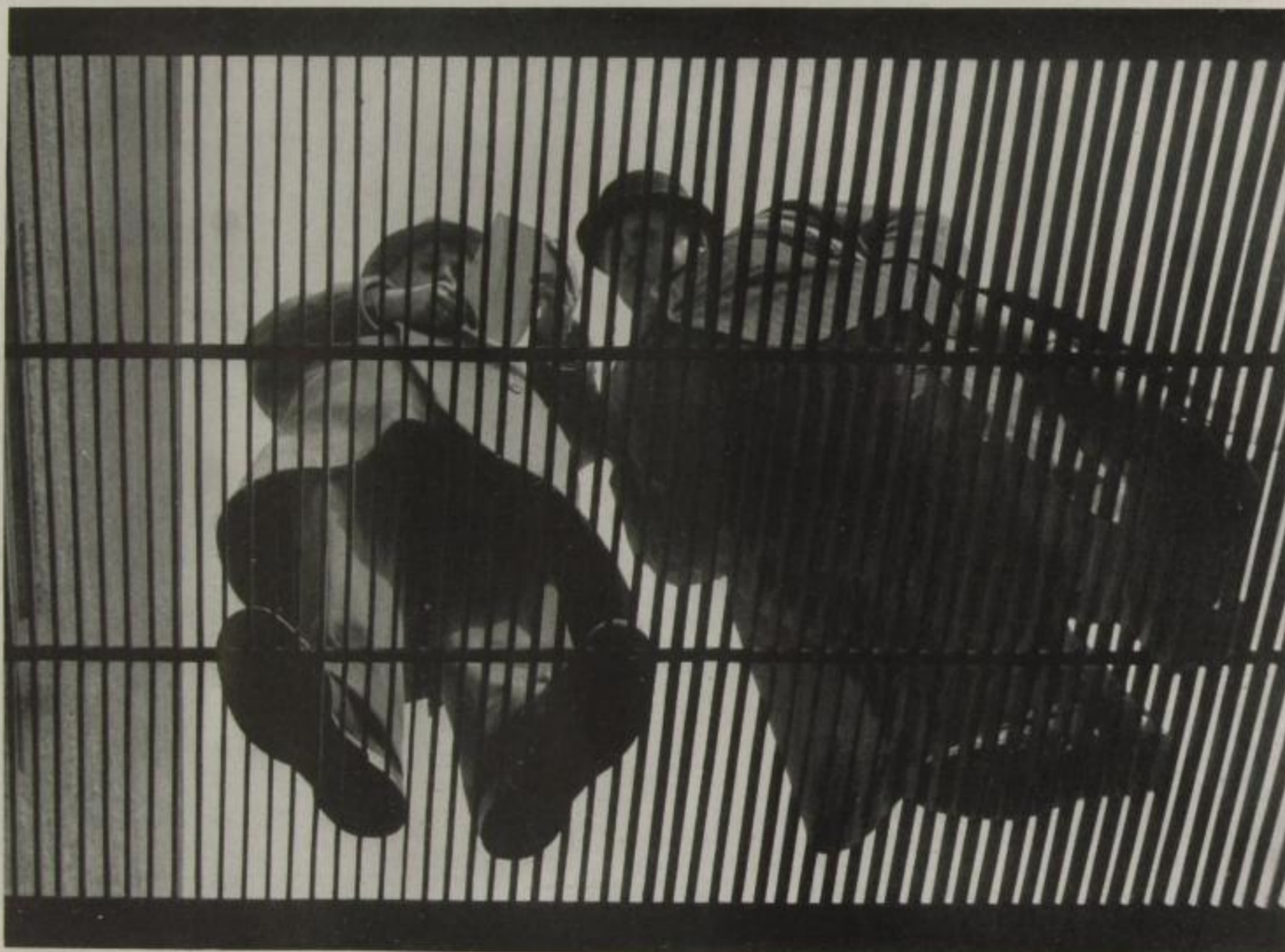
Fot. Rolf Tietgens



Fotowettbewerb

Schloßbrücke

Fot. I. Keller



Fotowettbewerb

Untergrundbahnschacht

Sangermann-Foto



Fotowettbewerb

Treppe im Sonnenschein

Fot. K. F. Klose



Nicht Italien, sondern Hausvogteiplatz in Berlin



Kein Jahrmarktsplatz, sondern Neuanpflanzungen an der Nationalgalerie

Fotos Press-Bild-Zentrale

KULTUR AUS ZWEITER HAND

Kritischer Marktbericht eines Handelshauses, wohl assortiert in Kunst,
Liebe usw.

Von

MAXIM ZIESE

Von neuem folgt das vorbenannte Haus hierdurch seiner immer gehaltenen „Gewohnheit, über das jeweils vorübergegangene Jahrhundert einen geschriebenen Bericht in offenem Druck an seine Freunde herausgehen zu lassen. Seit Begründung dieser Gewohnheit durch unseren Herrn Vorfahrer an diesem Haus, so von Gott geschützt, den verewigten Senior-Chef, den Johann Philippo Mercator, genannt Caufmann, auch Ratsschreiber weiland zu Augsburg, doctor utriusque juris der Hohen Schule zu Bologna und untertäniger Freund des Kaisers Friedrich mit dem roten Bart, erwählten Römischen Kaisers, allzeit Mehrer des Reiches, haben diese Niederschriften, in jedem Jahrhundert erscheinend am 1. April des 36. Jahres, niemals der Beachtung durch die Zeitgenossen zu entbehren brauchen. Gott zu Lobe und unserem Hause auch hinfort zu Fromm.“

*

Mit diesen Worten, alther unverändert so gewohnt, mögen wir auch diesmal beginnen. Der letzte Jahrhundertbericht vom 1. April 1836 stand unter dem Eindruck des Hinscheidens von Kleist, Schiller und Goethe sowie der Erfindung der Dampfeisenbahn.

Wenn wir heute, 100 Jahre später, am 1. April 1936 wiederum berichten, so lag kein Anlaß vor, von der Übung abzugehen, welche der Gründer des Hauses hierfür mit den Worten vorschrieb: „*uti demonstratio praescripta rationem referret saeculi ex specula quadam alter.*“

Diesen Grundsatz unseres Hauses gilt es auch heute nach Jahrhunderten wiederum zu befolgen. Das bedeutet, den wahren Geist der Zeit zu erkennen und zu schildern und nicht in die Darlegung kleinerer, wenn auch erfolgreicher Geschäftsvorgänge sich zu verlieren.

Und so wurde in der diesmaligen Jahrhundertssitzung in Anwesenheit des endesunterzeichneten Notars einstimmig beschlossen: Kennzeichen dieser Zeit ist die Befriedigung ihrer Bedürfnisse durch jene, im vorigen Berichtsjahrhundert noch unbekannt gewesene

Handelsusance der zweiten Hand.

Wir geben, unserer länger dauernden Gewohnheit gemäß, zur Begründung dieser Erkenntnis zweien von unseren Abteilungsleitern das Wort.

I. Prof. Dr. Mackie Eysenbarth für das Gebiet der *Kunst*.

II. Fräulein Hannelore Meyer für das Gebiet der *Liebe*.

Die Erfahrungen im seelischen Umsatz der Zeit, wie sie von uns im Fachgebiete der Kunst beobachtet werden konnten, gehen in folgender Richtung:

Die Märchenseher und Dornröschenküsser der Romantik, deren geistige Umsätze noch im letzten Geschäftsbericht breiten Raum einnahmen, sind offensichtlich ausgestorben, nachfolgeberechtigte Erben waren nicht aufzufinden.

Sie sind abgelöst worden durch den Mann mit dem scharfen Tatsachenblick, der mit der Stoppuhr in der Hand abmißt, wieviel Sekunden und wieviel Bruchteile davon geübte Leute brauchen, um eine gewisse Entfernung laufend, einen bestimmten Raum springend und mit ähnlichen Körperbewegungen, zu überwinden; auch in Richtung der Höhe werden dieser Art genaue Messungen angestellt.

Ehe wir zur *Kunst* übergehen, dem eigentlichen Betreff unseres Hauses, sei an Hand eines nicht ausdrücklich geistigen, also mehr muskulösen Vorgangs nach gewiesen, daß das Prinzip der zweiten Hand ein im Verhalten der Jahrhundertmenschen übliches geworden ist. So mußte der für den *Sport* zuständige Abteilungsleiter unseres Hauses — wenn auch erst auf Vorhaltungen hin — zugestehen, daß auch dieser zuletzt zweite Hand ist. — Es ist allerdings schon einige tausend Jahre her, und wir konnten auch in den frühesten Berichten unseres Hauses keinen darauf bezüglichen Hinweis auffinden. Nach verbürgten Quellen aber gehörte der Sport einstmals der hier sogenannten ersten Hand an. Beispiel: Der Sinn des ersten Marathonlaufes drückte sich nicht in Stoppuhrsekunden aus, sondern hatte den hohen, fast der Kunst gleichwertigen Sinn, eine Siegesnachricht eilenden Laufes zu überbringen. Und wo heute unsere Marathonläufer vorübergehende Herzaffektionen bekommen, da war jener erste Meilenläufer verbürgt tot.

Dem Berichterstatter erscheint dies als ein bemerkenswerter Unterschied und schlüssiger Beweis dafür, daß dem Sport nicht die Würde der ersten Hand zukommt, und auch in außergeistigen Gebieten das hier aufgefundene Prinzip bereits gültig ist.

Kunst aus zweiter Hand

Die dadurch gegebene entscheidende Veränderung des Zeitgesichts prägt sich für das Jahrhundert, über welches der vorliegende Geschäftsbericht zu erstatten ist, im Bezirk der *Kunst* wie folgt aus:

In den vorhergehenden Berichten unseres Hauses in betreff auf das 18. und 19. Jahrhundert wurde die Berühmtheit, welche jemand mit einer Kunstübung erreicht, zum Maßstab für die geistige Reichweite seiner Bemühungen genommen. Nach Ausschaltung der Verzerrungen, welche diese als Widerspiegel an Fehlern mit sich bringt, kommen wir zu folgenden Feststellungen:

Wir leben in einer Zeit, in der in jenen Bezirken der Kunst, die allein hier Gegenstand des Berichtes sind, nur die Berühmtheit zweiter Hand für die Öffentlichkeit Gültigkeit hat.

Am weitesten reicht als Lebensabbild und Spiegelung des Zeitgeists der *Film* in die Menge hinein; nicht sehr häufig dies allerdings kraft seiner Wirkung als Kunst.

Film aber ist durch die Zwischenschaltung seiner gewiß aner kennenswerten Technik, die bewundernswert ist, gewiß ebenso wie die im vorigen Berichtabschnitt als neu erfunden erwähnte Dampfeisenbahn, zweite Hand.

Als erste Hand gegenüber dem Film sieht unser Bericht die Leistung des menschlich lebendigen Theaters und seines Dramas an — so wie es der im vorhergehenden Bericht erwähnte gewisse Heinrich von Kleist schuf. Gegenüber dieser Zweithändigkeit des Films erkennen wir das Theater, das Drama und das

Schauspielertum auf den Brettern als einzelne Finger an der rechten Hand der Kunst, die allein schöpferisch ist, weil erste Hand im Sinne unseres Berichts.

Auch in der Musik liegt der seelische Umsatz unserer Zeit durchaus in der zweiten Hand. Hier sei erwähnt, daß ihres Talentes zuhöchst begabte Vertreter, groß und sogar genial in ihren Leistungen, die Musik dirigieren. Daß Virtuosen auf allen Instrumenten die Locken kokett schütteln, wenn sie reproduzieren, was ein genialischer Kahlkopf einst als Klang und Melodie erfand. Aber trotzdem bleibt dies eine Funktion zweiter Ordnung, denn die erste Hand auch bei der Kunst der Musik *komponiert*, was dann von der zweiten Hand zu *dirigieren* ist.

Es wäre für die Berichterstatter einfach, das hier gefundene Funktionsgesetz der zweiten Hand zusätzlich in der Musik noch damit zu begründen, daß Radio und Schallplatte doch offenbar den Besuch des Konzerts ersetzt haben. Aber die über Jahrhunderte dauernde Verantwortlichkeit unserer Firma und ihrer Berichte bewahrt uns vor der Verwendung derart billiger Argumente, wie Schallplatte und Radio es wären. Diese sind nicht zweite, sondern gleichsam dritte Hand: Die Schallplatte eine technische Kunstkonserve, das Radio ein riesengroßes Ohr, so gewachsen zum Hören in die Ferne.

Als Ergebnis sei zusammenfassend vermerkt:

Wie etwas *gespielt* wird im Theater, das entschied im vergangenen Berichtsjahrhundert — und nicht etwa, wie gedichtet wurde.

Wie es *dirigiert* wird — nicht, was komponiert wurde.

Die Zeitgenossen unseres Berichtabschnittes sehen Gemaltes und was in Stein gehauen wurde, beileibe nicht prüfend und urteilend selber an, sondern bevorzugen es, in einem sachverständigen Aufsatz nachzulesen, was es angeblich wert sein soll.

Diese Vorherrschaft der ersthändig unschöpferischen zweiten Hand, die Vorhandenes nur weitergibt, dies sollte sich eigentlich ausdrücken in einem allgemein angemessenen billigeren Preis für das Gebotene. Aber der Mensch unserer Berichtszeit hat sogar mehr dafür zu zahlen, daß er nur auf diese geringere Weise in seinem Inneren erhoben wird. Arme Seelen bezahlen immer teurer als die reichen: So kommt die Kunst nicht unberührt und frisch — sondern wie eine vielgezahlte Münze, in ihren zartesten Feinheiten erst abgegriffen zu dem, der ihrer bedarf. Und die höhere Bezahlung, die trotz minderer Darbietung dafür geleistet werden



Paul Scheurich

muß, wurde in folgendem erkannt: Die Seelen aller, und auch in früheren Berichten uns bekanntgewordenen Zeitgenossen, reagieren auf die Zuführung von künstlerischen Ersatznährstoffen durch erhöhten Zusatzverbrauch eigener Lebens- und Gestaltungsenergien. In diesem größeren und früheren Verbrauch der sonst nichtangegriffenen eigenen Seelensubstanz liegt die übermäßige Bezahlung für einen Wert, der als Kunst dritter Ordnung ist, weil er aus zweiter Hand kommt.

Insbesondere wird diese bedenklichste Feststellung unseres Berichtstatters sichtbar in der Abteilung Liebe, worüber nunmehr die zuständige Leiterin ihrerseits Ausführungen machen wird:

Liebe aus zweiter Hand

Die Liebe ist eine Himmelsmacht. Und obwohl wir bei unseren Beobachtungen die unveränderte Fortdauer und Wiedergeburt dieser Gestaltungsmacht gerne verzeichnen, so sind auch hier gegenüber dem letzten Jahrhundertbericht gewisse Veränderungen anzumerken. Der erleichterte Umgang zwischen jungen Mädchen und jungen Männern ist unzweifelhaft ein Fortschritt und drückt sich in erhöhten Heiratsziffern aus, während umgekehrt die Zahl der vaterlosen Kinder trotz diesem nicht in bemerkenswerter Weise angestiegen ist.

Gewisse Bedenken zeigen sich jedoch auch bei der Liebe im Hinblick ebenfalls auf das Prinzip der zweiten Hand. Nicht ist das so zu verstehen, daß statt der Jungfrauen mehr Witwen geheiratet oder geliebt würden; derartige Anzeichen waren nicht zu beobachten.

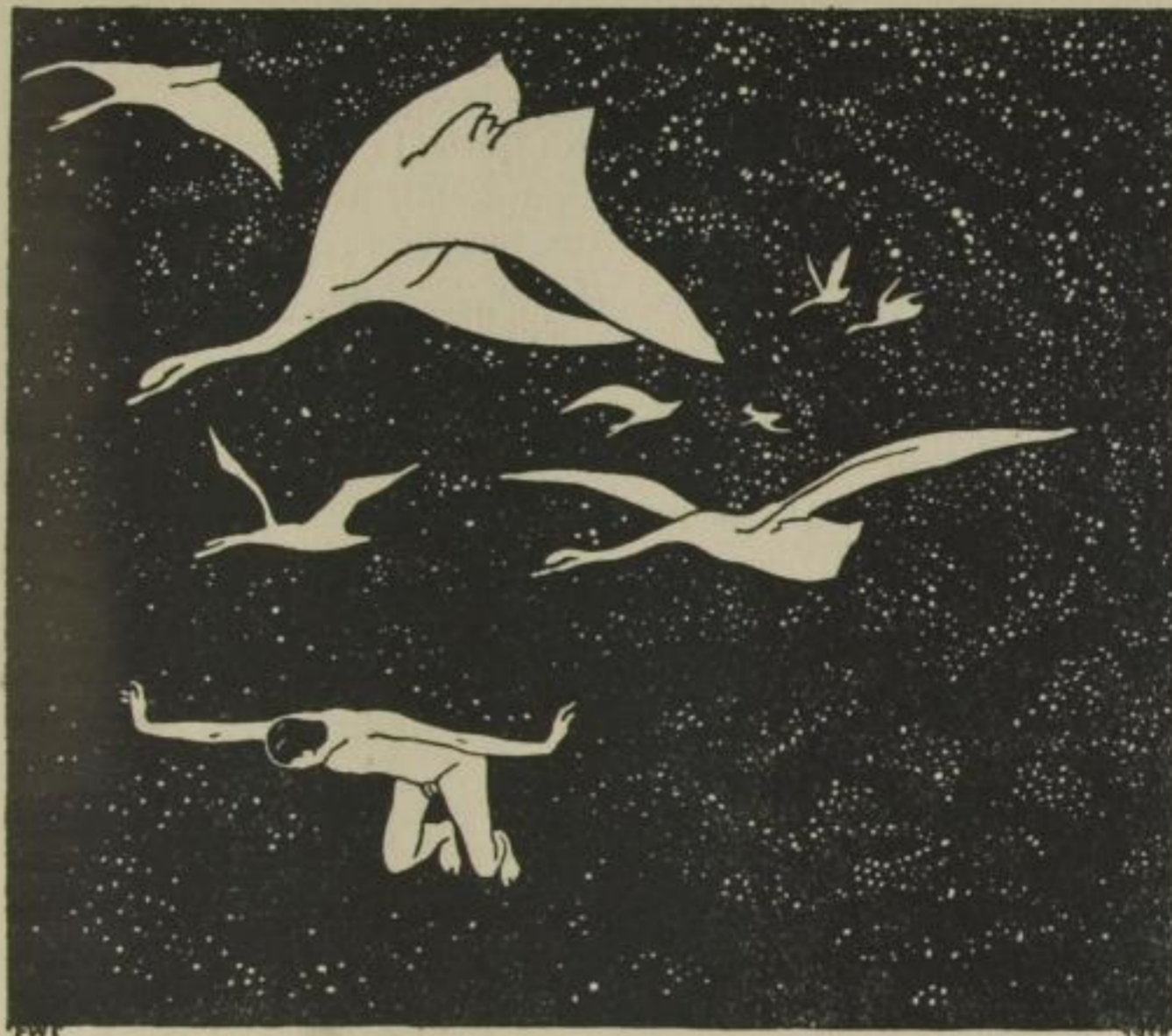
Hingegen griff der Film als Hauptträger des zweiten Handprinzips auch hinüber in das Gebiet der Liebe. Im Bilde gesprochen: Die Liebe steht heute bald bis zu den Hüften in dem Schutt mißglückter Filme. Und während sich früher der Hans und die Grete durchaus unbefangen in diesem schönsten Mittelpunkt des Lebens, der ersten Liebe, begegneten, muß jedes junge Paar heute erst neu diese göttliche Ursprünglichkeit sich wieder freigraben.

Schuld hieran ist der Film, wo er schlecht ist. Hans und Grete trafen sich früher im stillen hinteren Teil des väterlichen Gartens oder im Park der Stadt gegen Dämmerung, oder auf dem Wall oder in den Wiesen.

Heute treffen sich die beiden im Kino. Zwar wissen sie von der Liebe bis jetzt vielleicht gerade so viel, daß sie fühlen, wie sie gern beieinander sind. Sonst wissen die beiden noch nichts, was mit ihnen geschehen ist und weiter geschehen wird.

Bis das Kino, Zentralinstitut der zweiten Hand, es ihnen zeigt. Höchst gegenständiglich, wie gedrückt und geküßt und in trauter Alleinsamkeit höchst verliebt und vergnügt auf dem Sofa herumgetollt wird. Alle wohltätig verborgenen Geheimnisse, die beide in zager und doch seliger Entdeckerfreude aneinander sich Schritt für Schritt erobert hätten — dies alles wird nun ihnen auf der Leinwand grob oder leise, zart oder frech mit allen Pfeffern und Gewürzen garniert dargestellt: Bitte, bedienen Sie sich auch ruhig gleich für zu Hause, bitte sehr.

Der Erfolg dieses Straßenhändlerangebotes in Liebe ist dann verschieden: Entweder unser Hans und unsere Grete fühlen sich durch diese Dekolletierung ihrer ihnen bisher vielleicht selbst unbekanntem Gefühle abgestoßen. Oder aber das Schlimmere tritt ein: Hans und Grete probieren schon beim Nachhausegehen



Ikarus

Friedrich Winckler, Tannenberg

miteinander die eben vorgeübten Gebärden — angeblich der Liebe. — Zur Katastrophe aber kann solch unterhaltsame und instruktive Darbietung für zwei junge Menschen dann werden, wenn ihnen der Glaube an die unverwechselbare Einmaligkeit ihrer aufwachsenden Liebe genommen wird. So daß sie die Worte: So wie wir uns lieb haben, hat sonst keiner auf der Welt sich lieb . . . selbst leise nicht mehr zu sprechen, nicht einmal zu denken wagen.

Denn die Damen und Herren da oben auf der Leinwand machen es ja sogar zum Spaß vor, wie jedermann sich auf solche Weise gern hat. — Nein! schreit der Film — Eure Liebe, wie Ihr sie auch miteinander haben möget — Ihr Hansens da und Gretels — ist zweite Handware. Die beste, allerbeste Liebe, wie jeder sie sich zu Hause selbst machen kann, diese einzige, große exerzieren wir hier in allen Gangarten und mit allen ausdenkbaren Zwischenfällen vor! Denn dafür haben Sie Ihr Geld bezahlt!

Das ist für das Jahrhundert des vorliegenden Berichts unsere Beobachtung über die Änderungen im seelischen Umsatz der Liebe; sie scheinen uns bemerkenswert.

Unser Haus, das weitsichtig den Umsatz früh einstellt, wenn, wie bei der Romantik, eine Mühewaltung sich nicht mehr lohnt, hat daher die Schließung der Abteilung „Liebe“ mit Ernst erwogen: denn Umsätze nach dem Prinzip der zweiten Hand zu tätigen, wäre niemals im Sinne unseres verewigten Seniorchefs.

Die Leiterin dieser Abteilung hat aber auf Grund anderer Beobachtungen von einer Stilllegung abgesehen. Denn es wurde irrtumslos bemerkt, daß die Natur gegenüber der beschriebenen Gefährdung gleichsam das Seelenfell der 17jährigen verdickt und gestrafft hat. Die Anpochungen taktloser Finger in Dingen der Liebe reichen seitdem nicht mehr an ihr Herz heran.

In Ansehung der Zukunft unserer Zeit reichten die getroffenen Feststellungen betreffs die Überhandnahme einer Art Althandel in dem seelischen Umsatzbereich der Kunst und der Liebe durch die zweite Hand nicht hin, dauernde Schädigungen zu befürchten.

In den Bezirken der Kunst wie auch in denen der Liebe, aber halten wir die beobachteten Erscheinungen für das, was im Einzelleben des Menschen allgemein als Stimmbruch bezeichnet wird: Das Berichtsjahrhundert ist vergleichbar einer Rotte von halbwüchsigen Knaben, die über Samstag und Sonntag in den Wiesen vor der Stadt Indianer spielen, und ihre Eltern haben gegen diesen Spaß nichts einzuwenden. Am Abend wird in der selbstgegrabenen Höhle der entscheidende Kriegsrat stattfinden, in welchem beschlossen werden soll, ob man nach den Erfahrungen der letzten zwei Tage sich entscheidet, hinfort als Räuberbande in den Wiesen am Fluß das Leben zu verbringen oder ob es nicht doch mehr angetan sei, morgen um 8 Uhr wieder in der Schule zu sein, gehorsam den Eltern und Oberen.

Die Entscheidung wird einstimmig dafür sein, nur in Abständen dieses schöne Räuberspiel zu wiederholen.

Und so sind die Berichterstatter sicher, daß die Knabenspiele unserer Zeit sich wandeln werden zu den Taten junger Männer — worüber dann am 1. April des Jahres 2036 wiederum zu berichten wäre.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben:

Caufmann & Co.

ppa. unleserlich

Die Richtigkeit beglaubigt:

gez. Unterschrift

Notar.

geschehen zu Berlin, 1. April 1936.

DIE BALLADE VON DER ARMBRUST

Von

RICHARD DREWS

Die Armbrust warf sich in die Brust
Und sprach sehr stolz und selbstbewußt:
„Ich kann auch selber schießen!“
Doch ihr Besitzer, den es sehr verdroß,
Daß sie nun ganz alleine schoß,
(Wen soll das schließlich nicht verdrießen!)
Er kaufte sich ein Luftgewehr
Und schoß mit keiner Armbrust mehr:
Wohl denen, die sich schnell entschließen!



FUG UND UNFUG DES SPIELENS

Von

J. HUIZINGA

Plato hat in einem Wort dessen Tiefe über die Grenzen unseres Begriffssystems hinausreicht, die Menschen das *Spielzeug der Götter* genannt. Heutzutage könnte man sagen, die Menschen benützen meist die Welt als ihr Spielzeug. Auch wenn diese Aussage nicht so tief reicht, so ist sie doch mehr als ein oberflächlicher Seufzer.

Puerilismus ist die Haltung einer Gemeinschaft, die sich unmündiger benimmt, als der Stand ihres Unterscheidungsvermögens ihr erlauben würde, einer Gemeinschaft, die statt den Knaben zum Mann zu erziehen, ihr eigenes Verhalten dem der Knabenzeit angleicht.

Beispiele für Gewohnheiten der Gegenwart dieser Art sind überall mit den Händen zu greifen. Die „Normandie“ tut ihre erste Fahrt und kommt von ihrem Triumphzug zurück mit einem gewissen *blauen Band*, um ermattet und mit Mühe auf Dock zu gehen. Edler Wetteifer der Nationen, wunderbare Leistung der Technik! Schiffbauer, Schiffahrtsgesellschaften und Verkehrsspezialisten sind darüber einig, daß alle Erwägungen der Praxis gegen die Riesenschiffe sprechen. Im Winter kann die „Normandie“ nicht fahren, es würde sich nicht lohnen. So kehrt man also zurück zur Schiffahrtspraxis des frühen Mittelalters, da man auch nur im Sommer fuhr. Der ekelhafte Luxus, so geschmackvoll er sein mag, ist ein

Hohn für jedes Seemanns Herz und hätte in frommeren Zeiten eine Versuchung des Himmels geheißen. Die Passagiere zittern geduldig ihre vier Tage zu Ende. Dem Imponierenden, ja Erhebenden eines solchen Könnens, wie es hier zur Schau gestellt wurde, wird niemand, der irgendein Verständnis für moderne Kultur hat, sich entziehen wollen oder können. Aber der Geist, der alles befahl, war nicht ein Geist des Ewigkeitsbewußtseins oder der Majestät. Alles, was der Mensch hier an Beherrschung der Natur erreicht hat, ist in den Dienst eines bloßen eitlen Spiels gestellt, das mit Kultur oder Weisheit nichts zu tun hat, und das der hohen Werte des Spiels selbst entbehrt, weil es nicht als solches gelten will.

Oder man betrachte jenes andere *Spiel*, das Ernst heißen will, wo immer wieder wegen eines affektierten Konflikts der *Parteiintrige* Ministerien stürzen müssen, ein Spiel, durch das einige große Länder eine tatsächliche Säuberung und Verstärkung ihrer Staatsleitung verhindern, verstrickt in die Regeln eines Parlamentarismus, dessen wahres Wesen sie nie begriffen haben. Oder denken wir an das Tausen von großen alten Städten nach nationalen Tagesgrößen, nach Toten und sogar nach Lebenden wie Gorki und Stalin.

*

Dicht neben der Paradesucht liegt jene moderne Neigung, die man die des „Räuberleinspielens“ nennen könnte. Es ist eine uralte Neigung, die den ganzen Wachstumsvorgang der Kultur begleitet hat. In beinahe jedem engen Zusammenschluß zu einem geheimen Zweck ist ein Element solchen Spiels mitbeteiligt, von den unschuldigsten Formen bis zu den gefährlichsten, von den lächerlichsten bis zu den heiligsten.

Das Land, in dem man einen nationalen Puerilismus in all seinen Formen — unschuldigen und sogar anziehenden, neben verbrecherischen — am vollständigsten studieren könnte, sind die Vereinigten Staaten. Doch man muß sich dabei hüten, ein Nörgler zu werden. Denn Amerika *ist* jünger und jugenhafter als Europa, und vieles, was bei uns *kindisch* heißen müßte, ist dort *naiv kindlich*, und das wahrhaft Naive schützt vor jedem Tadel. Doch der Amerikaner ist ja selbst nicht mehr blind für die Exzesse seiner Jugenhaftigkeit. Er schenkte sich selbst Babbit.

Der Puerilismus äußert sich selbst auf zweierlei Weise; in Tätigkeiten, die als ernst und gewichtig gelten, aber ganz von Spielelement durchsetzt sind, wie die bisher angeführten, und in anderen, die als Spiel gelten, aber durch die Art, wie sie betrieben werden, den wahren Spielcharakter verlieren. Zu diesen letzteren gehören die Liebhabereien und Gesellschafts- oder Verstandesspiele, welche die Wichtigkeit internationaler Interessen annahmen mit Kongressen, Zeitungsrubriken, Spezialisten von Profession, Lehrbüchern und Theorien. Sie sind natürlich nicht auf eine Linie zu stellen mit jenem besonders deutlichen, aber oberflächlichen Symptom eines allgemeinen Puerilismus, den sogenannten *crazes* mit ihrer schnellen weltweiten Verbreitung, wie sie das Kreuzworträtsel oder das Yo-Yo vor einigen Jahren erlebte.

Wenn der heutigen Kultur ein starker Grad von Puerilismus in der Tat zugeschrieben werden muß, dann entsteht die Frage, ob sie sich darin von älteren



Fot. Walter Schneider

Berlin im Mittelalter
(Georgentor und St.-Georgs-Kapelle. Modell der Gewerbe-Ausstellung 1896)



Fot. Reinhold Müller

Hochmeisterschloß in Marienburg (Westpr.)



Gemälde von Wilhelm Brücke 1834

Der alte Dom



Sammlung Walter Schneider

Palais Raczynski um 1850
(an der Stelle des heutigen Reichstagsgebäudes)



Der neue Dom

Fot. Weltbild



Möwen am Nationaldenkmal am Schloß

Fot. Weltbild



Gemälde im Märkischen Museum

Abriß des alten Domes 1893



Die Königsbrücke 1785

KPM-Porzellan-Wandgemälde von Friedrich Winckler-Tannenberg im U-Bahnhof Alexanderplatz

Bildungsperioden unterscheide und dabei ungünstig absteche. Es wäre leicht zu zeigen, daß auch die Gemeinschaft früherer Zeiten sich in mancher Hinsicht nicht als ein mündiges Wesen zu betragen pflegte. Doch es besteht allem Anschein nach ein Unterschied zwischen Torheit von ehedem und Kinderei von heute.

In ursprünglichen Kulturphasen vollzieht sich ein großer Teil des Gemeinschaftslebens in Spielform, das heißt in einer für bestimmte Zeiten vorgeschriebenen Beschränkung des menschlichen Verhaltens nach freiwillig anerkannten Normen, und in einer schlüssigen und geschlossenen Form. Eine stilisierte Ausführung tritt zeitweise an die Stelle des unmittelbaren Strebens nach Nutzen oder Befriedigung. Ist das Spiel heilig, dann wird die Tätigkeit *Kult* oder *Ritus*. Auch wenn es blutige Riten oder Wettkämpfe sind, die Handlung bleibt nichtsdestoweniger Spiel. Sie geschieht in einem zeitlich und örtlich abgegrenzten Spielraum: geweihter Ort, Kampfschranken, Festplatz. Innerhalb dieser Schranken ist das gewöhnliche Leben zeitweise ausgeschaltet. Die Wirklichkeit außerhalb des Spielraumes wird vergessen, man gibt sich einer gemeinschaftlichen Illusion hin, das freie Urteil wird beiseitegestellt. All diese Züge sind auch jetzt noch in jedem echten Spiel, Kinderspiel, Sportwettkampf, Theater, vollkommen verwirklicht.

Das wesentlichste Kennzeichen, das für jedes echte Spiel, für Kult, Aufführung, Wettkampf, Fest gilt, besteht darin, daß es zu einem gegebenen Augenblick *aus* ist. Die Zuschauer gehen nach Hause, die Spieler legen ihre Masken ab, die Vorstellung ist aus. Und hier zeigt sich das Übel unserer Zeit: ihr Spiel ist in vielen Fällen *nie aus*, darum kein echtes Spiel. Es hat eine weitgehende *Vermischung* von Spiel und Ernst Platz gegriffen. Die beiden Sphären geraten in Verwirrung. In den Verhaltungen, die als ernst gelten wollen, steckt verborgen und verhohlen ein Spielelement. Das anerkannte Spiel hingegen kann durch übermäßige technische Organisation und allgemeines Ernstnehmen seinen unverfälschten Spielcharakter nicht mehr aufrechterhalten. Es verliert die unentbehrlichen Qualitäten der Entrücktheit, Unbefangenheit und Freudigkeit.

*

Es wäre der Mühe wert, einmal zu verfolgen, wie in den verschiedenen Sprachen die Wörter für das Spiel dauernd hinüberspringen in die Sphäre des Ernstes. Vor allem bietet das amerikanische einen fruchtbaren Boden für solch eine Untersuchung. „Der Journalist spricht von seinem Beruf als ‚The Newspaper Game‘. Der Politiker, der, obschon von Haus aus ehrlich, im Schiffchen der Korruption mitfahren muß, führt zu seiner Entschuldigung an, daß er ‚had to play the game‘. Der Zollbeamte, der bei einer Übertretung des Prohibitionsgesetzes durch die Finger sehen soll, wird mit den Worten angefleht: ‚Be a good sport‘.“ (Aus einem Privatbrief 1933.) — Es ist deutlich, daß es sich um viel mehr handelt als um eine Frage des Sprachgebrauches. Es geht um eine tiefgehende Verschiebung moralpsychologischer Art. H. G. Wells hat in einem seiner Romane beschrieben, wie tief bei den Iren sogar im Aufstand für ihre Unabhängigkeit das Element „fun“ saß.

In der halbernsten Lebens- und Geisteshaltung ist als charakteristischer Ausdruck das Wort *Slogan* zu Hause. Die Amerikaner gaben in der jüngsten Ver-

gangenheit (Murrays *Dictionary* berücksichtigt es noch nicht) dem alten schottisch-irischen Wort für den Kampf und Versammlungsruf der Clans die Bedeutung eines politischen Spruches oder einer Losung im Wahlkampf. Ein Slogan, so könnte man sagen, ist ein Parteiurteil, von dem derjenige, der es verwendet, selbst wohl weiß, daß es nur *teilweise wahr* ist und daß es nur den Zweck hat, die Partei gewinnen zu lassen. Es ist eine Spielfigur.

Die angelsächsischen Völker besitzen dank ihrem hochentwickelten Spielinstinkt eine hervorragende Fähigkeit, sich der Elemente *Fun* und *Game* in ihren Handlungen bewußt zu werden. Dieser Vorzug ist nicht allen Völkern gegeben. Sowohl bei den lateinischen Völkern wie bei den slawischen als bei den festlandgermanischen scheint dieses Vermögen zuweilen nicht mehr ganz durchzudringen.

Der Slogan ist bei uns mehr zu Hause im Gebiet der *Reklame*. Auch alle politische Propaganda fällt mehr oder weniger in seinen Bereich, vor allem, wenn sie offiziell organisiert ist. Ebenso stützt sich das gesamte Reklamewesen auf jene Haltung des Halbernstes, die für weit fortgeschrittene Kulturen charakteristisch ist.

ALLTAGSLÜGEN

- DER BARBIER: Sie kommen gleich dran, mein Herr!
- DER VERKÄUFER: Kann ich sehr empfehlen, das Unterzeug trage ich selbst.
- DIE BEHÖRDE: . . . und werden Sie im Lauf einiger Tage Antwort erhalten.
- DER ZAHNARZT: Sie merken überhaupt nichts . . .
- DER RADIOSPRECHER: Es folgt nunmehr ein unterhaltsames Hörspiel.
- DER JUNGE MANN: Ich habe niemals eine so wie dich geliebt!
- DER KELLNER: Wird frisch gebraten, dauert aber nur fünf Minuten.
- DIE DAME IN DER STRASSENBAHN: Er ist noch nicht drei Jahre alt . . .
- DER VERTEIDIGER: Wenn ich nicht von der Unschuld dieses Mannes voll kommen überzeugt wäre, stände ich nicht hier.
- DER EHEMANN: Wir hatten eine Sitzung.
- DAS METEOROLOGISCHE INSTITUT: Es ist Aussicht auf mildes und trockenes Wetter.
- DIE FREUNDIN: Wie kleidet dich der Hut entzückend!
- DER BUCHVERLEGER: Wir bedauern, Ihr ausgezeichnetes Werk nicht akzeptieren zu können, weil . . .
- DER FISCHHÄNDLER: Heute morgen gefangen — unter Garantie!
- DIE HAUSFRAU: Wie nett, daß Sie kommen! Ich würde Ihnen so schrecklich gern etwas anbieten, aber . . .
- DER LADENINHABER: Billig wie noch nie!
- DIE HAUSANGESTELLTE: Ja, gern.

W. K.

DER UNFUG DES BESCHIEDWISSENS

Von

WALTHER GEORG HARTMANN

Die Sonderstellung der Metropolen wird seit Jahren von verschiedenen Seiten her angebröckelt und abgebaut. Die Unterschiede zu den aus den Träumen aufgeschreckten Kleinstädten verschieben sich immer mehr von der *Art* in den *Grad*. Auch durch Schneidemühl spült — nur weniger heftig — der Verkehr mit Stromlinie und Kompressor. Nach allerneuestem Schick hat sich auch die Theres in Feldafing ihr Abendkleid geschnittmustert — höchstens vierzehn Tage später, als die jüngste „Kreation“ im Boulevard-Schaufenster stand. Am Schwarm der Weltstädte vermittelt vollen Anteil auch die flimmernde Leinwand in Eutin, und zum Kino kam vor allem das Radio, um den Buxtehuder nicht anders als den ja auch nur auf den Lautsprecher angewiesenen Berlin-Wilmersdorfer sogleich teilnehmen zu lassen an dem, *was los ist*.

Gleichlaufend mit diesem Abbau der Sonderstellung vergrößert sich indessen ein Geltungsvorsprung der Metropolen auf anderem Gebiete. Die wachsende Zentralisierung läßt ihnen einen neuen Nimbus strahlen, einen neuen Komplex von Vorrechten, Blendung und Bluff hoch über dem wohltuenden Neid der Provinz: Die Bewohner der Weltstädte sitzen neben dem Schaltwerk oder gar auf dem Druckknopf der Geschichte. *Sie wissen Bescheid*. Über alles. Und genau. Sie schnupern den Originaldampf der Orakel. Sie haben — sozusagen in Dauerstellung — das Ohr am Türritz der Regierungszimmer.

Wenn Herr Martin, Gemüsehändler mit Bäuchlein und bescheidenem Umsatz aus Berlin (Paris, London . . .) zur Beerdigung einer Tante in die Provinz kommt, so fragt ihn, wer immer nur die glückliche Gelegenheit findet, mit aufmerksamem Ernst, mit hochachtungsvoller Gläubigkeit und mit feierlichem Lerneifer, wie er sonst nur bei Interviews als guter Ton eingeführt ist: „Und was sagt man in Berlin (Paris, London . . .) dazu? Und was beabsichtigt jetzt die Regierung?“

Dem erst überraschten, aber schon geschmeichelten Herrn Martin bleibt nichts anderes übrig als: Bescheid zu wissen. Er kann den hohen Ruf seiner Mitbürger nicht aufs Spiel setzen durch das Eingeständnis seiner allgemein üblichen Ahnungslosigkeit. Vertrauen spornt an. Also spricht er von den Absichten der Regierung und deutet auch sonst mancherlei an, was nicht in den Zeitungen steht.

Wenn die Herren Martins das zweitemal aus Berlin (Paris, London . . .) in die Provinz fahren, sind sie nicht mehr überrascht, sondern präpariert. Und beim dritten Male überraschen sie ihrerseits die Mitwelt (falls dieser Ausdruck für gänzlich uneingeweihte Zeitgenossen nicht übertreibt), durch ihre Mit- und Vorauswisserschaft.

Und nach dem Bescheidwissen bewerten sich nun die Weltstädter auch untereinander. Die hinter dem Tempo zurückgebliebenen Gemüter, die man mitleidig in ihrer Naivität beläßt, haben nur das erfahren, was alle gedruckt lesen können. Mehr wissen, besser und anders wissen — erst da beginnt die metropolitanische



Der Hügel

Bruno Bold

Wachheit und Scharfsicht. In dem großen Felde der Mitteilungen muß man, weit verteilt, Vermessungspunkte stehen haben, in allen Zonen, dunklen, hellen und trüben, in allen Höhen, Hügeln und Tallagen. Nur wenn man von allen Kreisen her, rund um ein Ereignis, es anvisieren kann, wird es in erstaunlicher Enträtselung sich präsentieren lassen.

Denn zum Bescheidwissen gehören zwei Dinge: erstens die Tatsachen; zweitens die Zusammenhänge. Die Jagd nach dem Faktum ist eine durch und durch großstädtische Passion. Es als erster einzufangen wird wichtiger, als daß es ein lohnendes, wohlgenährtes oder schmackhaftes Wild sei. Reporter von Temperament und Berufung gibt es in einer Stadt wie Berlin zu Zehntausenden, größtenteils natürlich als Amateure mit nur mündlicher Arbeitsweise. Die sagenhafte Portiersfrau mit der klassischen Witterung für allerneueste und noch bevorstehende Ereignisse wird in allen Geschlechtern, Altersklassen, Vermögens- und anderen Ständen ausgegeben.

Doch ist der Bestand an Tatsachen beschränkt. Ihn durch unverbürgte und gefälschte zu erweitern, verlockt nur die Anfänger. Wenn Totgesagte weiterleben, stirbt der Ruf des Bescheidwissers; wenn Herr X. sich nicht scheiden läßt, werden die Ahnungsvollen zum Gespött. Mit Tatsachen allein wäre der Betrieb großstädtischer Orientiertheit aber nicht zu bestreiten.

Da also öffnet sich das Gebiet der *Zusammenhänge*. Ein unbegrenztes, unergründliches Gebiet. Das Gebiet, in dem sie auf freier Wildbahn hausen: des Bescheidwissens Tugenden und Laster.

Ein tumbes Auge sieht nur die Geschehnisse. Ein weises erkennt die Sinnbilder, für die sie geschehen. Die klugen, gewitzten, erfahrenen, hellen und herumhörigen, scharfen und zwinkernden Blicke erluchsen: *die Hintergründe*. Ereignisse und Tatsachen verblassen vor den bengalischen Farben, mit denen die Zusammenhänge sich kombinieren und die Rückschlüsse in perspektivische Tiefen leuchten. Großstädtische Telefonanrufe, „vorbeikommende“ Besuche und labyrinthische Gespräche sind oft nichts anderes als ein gegenseitiges Sich-Entreißen der Hintergründe und Zusammenhänge, der mutmaßlichen Motive und der verräterischen Parallelvorgänge. Denn für einen hochgradigen Bescheidwisper kann sich kein Aufsichtsratsmitglied einen Hund kaufen, kein Ministerialdirektor Zahnschmerzen bekommen, ohne daß das einen weitreichenden volkswirtschaftlichen oder politischen Hintersinn hätte.

So sieht etwa ein Normalfall aus:

Montag

- A.: . . . mein Chef geht ja zum Ersten.
B.: (zum erstenmal aufmerksam) Ach? Warum denn?
A.: (der es nicht weiß, lächelt nun schnell geheimnisvoll).
B.: (noch aufmerksamer) Hm?
A.: (nun doch bedenklich): Er soll schwer krank sein. Aber du sprichst nicht davon.
B.: (unaufmerksam, weil kombinierend): Klar!

Dienstag

- C.: . . . weil mein Chef noch krank ist. D.: . . . schließlich auch auffallend, daß
B.: Moment 'mal, schon wieder einer er gerade jetzt geht!
— das ist ja hochinteressant! A.: Gestern sagt mir der B. auf den
C.: Wieso? Kopf zu: so und so . . ., deshalb . . .
B.: Krank?? Glauben Sie das? D.: (ratlos aushorchend): Ist doch klar,
C.: (glaubte es bisher; nun lächelt er weshalb denn sonst.
bitter wissend) — Aber woher wissen Sie das? A.: (als Rückfall): Könnte doch auch
B.: Gestern erzählte mir der A. dasselbe: mein Chef ist „krank“. D.: (denkt fieberhaft über weniger büro-
Heute, bei Ihnen . . . lich-private Gründe nach).

Mittwoch

A. mit E., B. mit F., C. mit G., D. mit H.

verspinnen in ähnlichen Gesprächen den bescheidenen Kern mit immer fester werdenden Verdachtsmomenten und verscharren ihn zwischen hochgegrabene Untergründe.

Da mag es denn zugleich auch preisgegeben sein, — des Bescheidwissens schlimmstes Laster heißt *Indiskretion*. Schon Nietzsche sah ihn heraufkommen als neuen Typ einer mittelmäßigen Verruchtheit: den indiskreten Menschen. Denn es kann ja gar nicht anders ausgehen, — zum Sport, zum Wahn, zur Passion des Bescheidwissens gehört die Sucht des *Bescheidzeigens*. Was nützte die Kenntnis sonst und die hinreißende Deutung und der funkensprühende Kurzschluß, der sich anbietet, sobald man die zwei abgelauchten oder anvertrauten Tatsachen scharfsinnig verbindet, — was hätte man davon?

Frühere Weltstädter prunkten mit Palästen, mit Pferden, mit Kleidern, mit Bedienten . . . Die heutigen prunken mit *Einblick*. Soll dagegen die Hemmung der Vertraulichkeit standhalten? Verlangen wir gegen die glanzvolle Kraft der Passionen nicht zuviel von der bescheidenen Tugend des Menschen!

Ja richtig, — die Tugenden des Bescheidwissens — neben den Nützlichkeiten der Verstandesschärfung, Kombinierungsgabe und Grunderforschung, — wie steht es denn um die Tugenden?

Schlecht. Denn ihre Knospen entfalten sich nur und bringen als schönste Blüte eine überlegene Güte nur dann, wenn zwei Dinge zusammenfinden: Bescheidwissen und — Schweigen.

Daß dieser Fall selten eintritt, dürfte, schlicht und unübertrieben, eine Tatsache aussprechen.

„HIER SPRACH EMMA“

Von

WALDEMAR KELLER

Diese Zelle in Berlin W 30,
einsam an den Straßenrand gebaut,
die benutzte Emma, ach, so fleißig,
und mir hat vor ihrem Fleiß gegraut.

Einen Obelisk an dieser Stelle
müßte man errichten, etwas schief.
Ach, wie oft hat sie aus dieser Zelle
angeläutet, wenn ich mittags schlief.

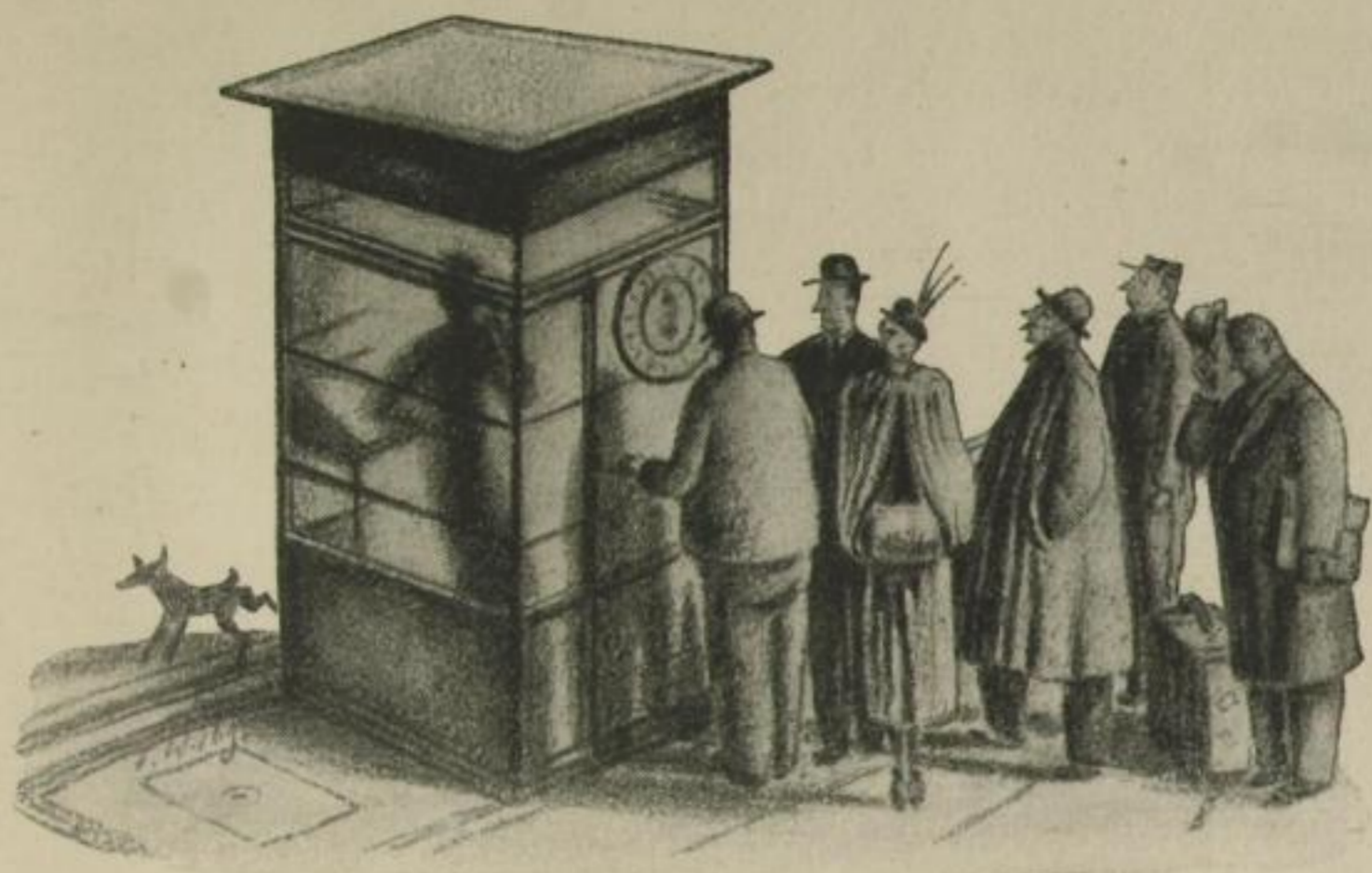
Was sie wollte? Liebling, gar nichts weiter.
Schönes Wetter, nich? . . . und geht's dir gut?
Warum sagt du nichts? Bist du nicht heiter?
Kauf mir bitte einen neuen Hut.

Auch am Abend hat sie angeläutet,
meistens fünf Minuten vor halb acht.
Wenn ich fragte, was denn dies bedeutet,
hat sie leise in den Draht gelacht.

Furchtbar traurig bin ich, aber leider
kann ich heut' nicht mitgehn. Was geschah?
Gott, ich habe nicht die richtigen Kleider,
und im übrigen ist Onkel da.

Und das nächste Mal war's eine Tante,
importiert vom Rhein, aus Köln-Deutz,
oder eine andere Verwandte.
Ich blieb lange still und schlug ein Kreuz.

Bis ich sagte, ihr Benehmen spotte
der Beschreibung, und ich sei gekränkt.
Und im Vorgenuß von Lieselotte
hab' ich meinen Hörer angehängt.



Friedrich Winckler-Tannenberg

DER UNFUG DES TELEFONIERENS

Von

CHRISTIAN BOCK

Zweierlei dürfte unbestritten sein: erstens, daß Telefonieren eine *Krankheit* ist, zweitens, daß es neben dem „gemeinen Telefon“ (die botanische Vokabel scheint mir angebracht) ein besonderes mit ganz spezifischen Eigenschaften gibt: *das Berliner Telefon*. Diese letzte Behauptung ist unschwer zu belegen: Es gibt kein Ding, das der Berliner nicht sehr schnell nach seinem Bilde wandelte. Selbst der Himmel über dieser Stadt ist ganz berlinisch.

Aber nun: daß Telefonieren eine Krankheit ist. Keine Krankheit, bei der man bettlägrig wird, man geht ganz munter umher, und niemand sieht einem etwas an — es ist eine von jenen psychischen Krankheiten, die aus den seelischen Mängeln des Komforts geboren, aber darum nicht immer gleich als Krankheit erscheinen. Wir haben es sogar gelernt, ihre Eigenheiten seelisch brauchbar zu machen, unsere Krankheiten würden uns geradezu fehlen, wenn wir plötzlich geheilt wären.

Wenn die folgenden Beispiele ähnlich auch anderswo zu finden sind, so ist doch ihr pathologischer Charakter nirgends sonst so ausgeprägt. Niemand lebt so intensiv mit seinem Telefon wie der Berliner. Niemand wartet so auf einen Anruf und niemand versteht es so, den technischen Apparat für sein Innenleben nutzbar zu machen.

Über das Anhängen

Es ist ganz und gar erstaunlich: Wir haben es verstanden, aus technischen Mängeln des Telefons ganz neue psychische Reize zu gewinnen. Mitten in einem Gespräch die Unterhaltung kurzerhand dadurch abbrechen, daß man stumm den Hörer auf die Gabel legt, das ist eine Art Desinteresse, die so wirksam und

exakt nur am Telefon möglich ist, nirgends sonst. Und die Szene ist nur möglich, weil der eine den anderen am Telefon nicht sieht (ein technischer Mangel) und weil der eine, sobald eingehängt ist, keine Möglichkeit mehr hat, dem anderen „Lümmel!“ zuzurufen, die Verbindung ist getrennt. Zweifellos ist ja auch das ein technischer Mangel, daß einer der Gesprächspartner eigenmächtig trennen kann, denn das Ideal-Telefon sollte im Grunde ein Gespräch unter ganz den gleichen Umständen wie sonst im Leben ermöglichen.

Ärmlicher Anfänger, der erst droht: Ich hänge gleich an! — er hat die einfachsten psychologischen Gesetze des Telefonierens nicht begriffen. Und es gibt ganz subtile Reize, die er nie begreifen wird.

Es gibt, um ein Beispiel zu bringen, Sätze, die kein Fragezeichen haben, aber es wird immerhin eine Antwort erwartet, eine Meinungsäußerung oder wenigstens ein zweifelhaftes Ja. Wenn man auf solchen Satz aus Bosheit einfach schweigt, kommt automatisch danach aus der Hörermuschel die Frage: Hallo, hörst du noch? Und darauf erst antwortet man: Jaja, natürlich höre ich! Wunderbarer kann man unmöglich zeigen, wie gelangweilt man zuhört.

Eine „Anleitung, mit Telefonen umzugehen“, würde drei dicke Bände füllen.

Magie des Telefons

Ich habe Leute gesehen, die Bäume ausreißen konnten und Rösser bändigen, die sich bedenkenlos mit Kirchtürmen raufeten — aber weit gewaltiger ist ein Mann hinter einem Schreibtisch, auf dem ein Telefon mit Mehrfachschalter steht.

Manchmal glaube ich ja, man müßte alle Schreibtische und Telefone dieser Welt zusammenfegen und öffentlich verbrennen, vielleicht könnten wir dann an den rauchenden Resten anfangen, uns nett miteinander zu unterhalten. Und doch, wer nie, die Hand am Telefon, hinter einem Schreibtisch saß und dachte: Hier laufen die Fäden zusammen! *Ich* habe sie in der Hand! — wer das nie einen Augenblick spürte und vor Eingebildetheit barst, der bringt in seinem langen Leben nie eine Tat zustande, die etwas taugt. Die Psychotherapeuten täten wahrlich schlecht, uns zu heilen. Das Leben gibt uns ohnehin ab und zu eins auf die Finger, daß wir nicht zu übermütig werden.

Die Kehrseite: Es wäre mir völlig unmöglich, ein Telefon rasseln zu hören und es seelenruhig ausrasseln zu lassen. Ich würde nachher glauben, ich hätte Ungeheures versäumt. Wenn ich nicht zu Hause bin, macht mich die Vorstellung unruhig, es könnte in diesem Augenblick rasseln und niemand wäre da. Ich stürze nach Hause und bin erst wieder ruhiger, wenn ich das Telefon stumm auf dem Tisch stehen sehe: nun bin ich da, nun kann mir nichts entgehen. Das ist zweifellos auch leicht pathologisch, aber sobald ich nun am Schreibtisch sitze, erweist es sich, daß meine Krankheit etwas Besseres ist als eine bloße Krankheit, denn auch zu Hause noch erregt es mich, daß das Telefon vor mir jeden nächsten Augenblick zu rasseln anfangen kann. Seht, das Leben ist so groß und wunderbar, gefährlich und erregend, und seine Ereignisse melden sich eben zuweilen telefonisch an — darf man da nicht ein wenig unruhig sein? Nur ein Snob erwartet nichts mehr vom Leben und vom Telefon.



Fot. Press Ill. Hoffmann

Konzert im Schloß Charlottenburg (Berliner Kunstwochen)



Märkisches Museum

Breite Straße 5



Fotos Obigt

Alt-Berliner Häuser

Klosterstraße 2



Berlin, Potsdamer Platz

Fot. Rolf Tietgens



Fot. Rolf Tietgens

Nicht Italien, sondern Martinskirche in Dahlem



Luisenstädtischer Kanal im Jahre 1933



Fotos Walter Schneider

Die gleiche Stelle im Jahre 1935

Telefon und Männlichkeit

Männer sind nie und nirgends so energisch wie am Telefon. Sobald einer den Hörer in der Hand hat, ist er wie ausgewechselt, seine Haltung strafft sich sichtbarlich, er spricht wie ein Leinwandheld, dem das Drehbuch die lebhafteste Zuwendung von vier Frauen im voraus zusichert. Nirgends wird soviel Männlichkeit gelogen. Es ist die sonderbarste Verwandlung eines Mannes, die man erleben kann.

Ein Herr kam neulich zu mir und erzählte die traurige, aber kurze Geschichte einer Fehlverbindung. Er war in eine falsche Leitung geraten, hatte so mit einer unbekanntenen Dame gesprochen, hatte mancherlei männliche Reden gehalten und sich am Ende mit ihr verabredet. Am nächsten Tage also traf er sie, und es ereignete sich, daß sie eine kluge und überdies schöne Frau war. Als sie noch keine zehn Minuten miteinander gesprochen hatten, sagte sie mit schlichter und rechter Offenheit: „Ja — gestern am Telefon waren Sie ein Löwe, nun sind Sie ein Lamm!“

Lyrische Gespräche

Die Telefonapparate, die es in unserer Kindheit gab, waren technisch noch so unvollkommen, daß sie kaum mehr als bloße Verständigungsinstrumente waren. Man schrie in den Trichter hinein, was man zu sagen hatte. Der Apparat funktionierte so weit, daß man, ohne arge Mißverständnisse befürchten zu müssen, ein mittleres Geschäft telefonisch abschließen oder jemandem mitteilen konnte, er sei ein Roß. Aber zu viel mehr taugte er nicht. Und schon, wenn man jemand beleidigen wollte, ging man lieber zu ihm: das Telefon war nicht feinnervig genug, um eine Beleidigung ganz exakt und im rechten Tonfall zu übermitteln.

Das moderne Telefon innerhalb Groß-Berlins ist klar und rein, man hört den Atem des anderen, es gibt die Sprache so getreulich wieder, daß einem keine Nuance entgeht. Selbst im leise geharften Gespräch zwischen übermenschlich Verliebten am frühen Vormittag geht nichts verloren. (Hallo? Bist du da? Ja? Gut nach Hause gekommen? Ja? Gut geschlafen? Wie? Ach! Geträumt? Von —?) Die Post hat sonst für unseren lyrischen Bedarf Verständnis und Formulare bereit — warum kann man nicht längst Gespräche mit leisem Glockenspiel anmelden? Es gibt Telegrammblätter mit schwebenden Engeln, die weiße Spruchbänder durch die Lüfte tragen — warum also nicht LG-Gespräche?

Es wird soviel unnütz telefoniert, sagt man. Es ist eine Krankheit. Aber da wir nun einmal alle miteinander mehr oder weniger diese Krankheit haben? Da nun einmal „mittels Telefons“ wenigstens die Entfernungen innerhalb eines Stadtgebietes leidlich gut überwunden sind, wollen wir ruhig unnütze Gespräche führen. Mit nur dem allernotwendigsten seelischen Hausrat lebt es sich reichlich dürftig.

Bismarck über den Kurfürstendamm: „Ich habe . . . desgleichen den Plan bekämpft, den Kurfürstendamm nur in der gewöhnlichen Breite der Chausseen zu chausieren und bis dicht an den alten Weg zu bebauen. In beiden Fällen habe ich die Absichten der zunächst kompetenten Behörden gekreuzt und glaube mir damit ein dauerndes Verdienst erworben zu haben.“

(Gedanken und Erinnerungen, II)

Wirklicher Größenwahn. Der amerikanische Maler Whistler verblüffte Zeit seines Lebens durch einen unnachahmlichen Größenwahn. Bekannt ist seine berühmte Antwort auf die Frage einer Dame, ob Genie vererblich wäre. Er hätte leider keine Kinder.

Ein andermal speiste er mit einer Dame der hohen englischen Aristokratie, die ihm von Eduard VII. erzählte und erstaunt war, daß Whistler den König gar nicht persönlich kannte. Seine Majestät hätte sich doch so anerkennend über die persönliche Liebenswürdigkeit des Malers geäußert. „Ach, Mylady“, meinte Whistler schließlich lächelnd und überlegen, „glauben Sie mir, er renommiert nur mit der Bekanntschaft mit mir!“

*

Wir zahlen. Ein Liebespaar in Paris kam bei Regenwetter auf den nicht schlechten Gedanken, eine Droschke zu nehmen und dem Kutscher nur anzudeuten, nicht zu schnell und gleich wohin zu fahren. Dem Kutscher behagt in keiner Weise das langsame Fahren, und verärgert reiht er sich schließlich einem Trauerzug an, der ernst und getragen nach dem Friedhof Père-Lachaise hinausrollt. Nach einer Stunde langt man draußen an, und siehe, plötzlich ist die Sonne wieder da. Das Paar ist höchst erfreut, steigt aus und will gerade dem Kutscher das Fahrgeld entrichten, als unversehens ein Herr mit Zylinder und würdiger Stimme auf ihn zutritt: „Entschuldigen Sie, mein Herr, das zahlt die Trauergesellschaft!“

O. B.

IM DICKICHT DER SPRICHWÖRTER

Hunger ist der beste Koch. Viele Köche verderben den Brei.
Morgenstunde hat Gold im Munde. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.
Der Krug geht so lang zum Brunnen, bis er bricht. Scherben bedeuten Glück.
Frisch gewagt ist halb gewonnen. Wie gewonnen so zerronnen.
Liebe geht durch den Magen. Der Magen ist leichter zu befriedigen als das Auge.
Rede wie dir der Schnabel gewachsen ist. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.
Der Bauer, der sich nicht bückt, ackert schlecht. Die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln.
Müßiggang ist aller Laster Anfang. Aller Anfang ist schwer.
Wem nicht zu raten ist, ist auch nicht zu helfen. Guter Rat ist teuer.
Wer rasch gibt, gibt doppelt. Eile mit Weile.
Die Sonne bringt es an den Tag. Es ist nicht aller Tage Abend.
Man muß sich nach der Decke strecken. Was ein Häkchen werden will, das krümmt sich beizeiten.
Zur Reue ist es nie zu spät. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.
Jeder ist seines Glückes Schmied. Glück und Glas, wie leicht bricht das.
Gut Ding braucht Weile. Ehrlich währt am längsten.
Hunde, die bellen, beißen nicht. Trau, schau, wem.

(Theodor Brun)



Pankok

DIE KUNST ZU LANGWEILEN

Von

HILAIRE BELLOC

Ich muß bedauernd feststellen, daß es auf dem interessanten Gebiet der Langeweile bis jetzt noch kein hervorragendes Werk über deren *aktive* Seite gibt: über die Theorie und Praxis des Langweilens.

Über die *passive* Seite, über die furchtbaren Schrecken des Gelangweiltwerdens, besitzen wir ja eine Menge wertvollsten Materials: einen Haufen gesunder Invektiven gegen den „Langweiler“; ausgezeichnete Beschreibungen seiner Erscheinung, sowie (was schwerer ist) ein paar vorzügliche Schilderungen seines Heranschleichens und Auftretens. Aber ich kann mich keines Werkes entsinnen, welches die Kunst des Langweilens zum Gegenstande hat — welches denen, die ihre Feinde mit Langerweile überziehen wollen (und ich bin einer von solchen), eine gute, solide Anleitung bietet. Dieses Buch will geschrieben sein, und ich möchte darüber ein paar Andeutungen fallen lassen.

Vor allem bitte ich meinen Leser, sich den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, daß das Langweilen etwa *nicht* zu erlernen und willkürlich auszuüben sei — weil nämlich alle Langweiligen, die er kennt, dieses meist unbewußt sind und planlos. Das ist ein großer Irrtum. Ich gebe zu, daß planlose Leute oft die besten Langweiler sind: jene Menschensorte, die in einer Langweilkonkurrenz die goldensten Preise erringen könnte. Ich gebe sogar zu, daß ihr König, der „Mister Langeweile“,

gewöhnlich selber nichts weiß von seinen entsetzlichen Kräften. Dennoch erfordert zielstrebiges und absichtliches Langweilen einen Mann von gewisser Geschicklichkeit und Technik, wie eben jede wahre Kunst.

Denn das Langweilen kann in der Tat als Kunst betrachtet werden, und darum will ich jetzt einige Regeln für seine wirkungsvollste Durchführung bekanntgeben. Deshalb will ich zuerst einmal die Anzeichen aufzählen, an denen du erkennen kannst, daß deine Bemühungen Erfolg gehabt haben.

*

Das erste Zeichen ist die intensive Beachtung, die das Auge des Gelangweilten irgendeinem banalen Gegenstande — jedoch nicht dir — schenkt. (Falls er, während du auf ihn einredest, sein Auge auf einer dritten Person ruhen läßt, die auf ihn mit dem Revolver zielt, so ist dieses *kein* Zeichen von Langeweile.) Doch wenn du feststellst, daß sein Blick auf einem kleinen Vogel oder etwa einem Wölkchen weilt, so ist das gewissermaßen ein Symptom, wie der Doktor sagt. Ein anderes Symptom sind gelegentliche Zwischenbemerkungen, die nichts mit dem, was du sagst, zu tun haben. Ein drittes, weit stärkeres Symptom — an welchem du, als Beweis endgültigen Triumphes, dein ganz spezielles Entzücken haben müßtest — ist, wenn der Gelangweilte mitten in deiner Rede plötzlich ausbricht in ein Gespräch mit irgend jemand ganz anderem.

*

Die Wahl des Gesprächsthemas ist für den Langweiler von bloß sekundärer Bedeutung. Jedes Thema kann interessant, und darum auch jedes *langweilig gemacht* werden: aber die Methode ist überaus wichtig. Und die erste Regel, die ich hier aufstelle, besteht darin, daß man in einem Singsang oder doch in einem ständig geleierten Rhythmus redet. Die Eingeweihten in der Kunst verstehen ganz schnell, ohne Komma zu sprechen, und ohne jedes Heben und Senken der Stimme — „wie die Ratte läuft“. Aber man bekommt das nur selten in restloser Vollendung zu hören, außer bei Parlamentariern, wiewohl ich auch andere Leute gekannt habe, die die Sache gar nicht schlecht heraus hatten. Der größte Meister dieses Stils ist zum Beispiel, wie ich genau weiß, überhaupt nie ins Parlament hineingekommen: er war bloß Wahlkandidat, — aber ich bin ganze Meilen zu seinen Versammlungen hingewandert, bloß um das Ding so blendend exekutiert zu sehen.

Ein anderer sehr nützlicher Tip besteht im Hineinbringen von unnützen Details, welche man dann sich schattig verzweigen läßt zu einem üppigen Wachstum von Unbedeutung, und dieses System wirkt am besten, wenn man eine Geschichte erzählt, die auf Humor angelegt ist. So ist es zum Beispiel sehr wirkungsvoll, mit einem Zweifel über ein Datum anzufangen: „Das war im Juli 1921 — nein, warten Sie mal, jetzt, wo ich dran denke, scheint mir, daß es 1920 war, weil nämlich —“ (sodann sagst du ihm, *warum* es 1920 gewesen sein muß). „Nein, jetzt fällt mir ein, es muß *doch* 1921 gewesen sein —“ (darauf sagst du ihm, *warum* es 1921 war) — „oder war es 1922? Na, einerlei, es war im Juli; das Jahr spielt ja gar keine Rolle — der ganze Witz liegt im Monat — —.“

Das ist ein tadelloser Anfang, und speziell die letzten Worte, die dem Gelangweilten klar zeigen, daß du seine Zeit mutwillig und sinnlos verschwendet hast.

Eine Parallelmethode besteht im Herumraten nach einem Namen, den du vergessen hast, und der von keinerlei Bedeutung für die Geschichte ist.

Ein dritter Tip (und ein sehr nützlicher) besteht im Hineinschmuggeln von allerlei Sorten „Lokalkolorit“ und schildernden Nebenzügen. Du mußt die Sprechweise der Personen in deiner Geschichte so gut du kannst imitieren (und das will nicht viel sagen!), du mußt anfangen mit einem Schwarm von Phrasen, wie „Das war einer von diesen alten . . .“ — und dann stapel die Adjektive hoch.

*

Eine weitere Regel ist das Einzwängen von Abschweifungen, speziell ästhetischer oder moralischer Sorte. Mach einen Stopp in der Mitte der Geschichte, und verlängere den Todeskampf des Gelingweilten, indem du erläuterst, daß du gar nichts daran findest, wenn jemand sich besäuft, oder daß du etwas daran findest, oder daß nichts gegen das Gebäude, welches du soeben beschrieben, einzuwenden war, oder was nur immer: denn deine Privatansichten in Kunst und Moral sind die exquisitesten Ödmaterien von der Welt, und du kannst nie genug davon bringen.

Dann darfst du nicht vergessen, daß es noch Spezialkunstgriffe zur Erhöhung des Effekts gibt, sozusagen die letzten, raffiniertesten Glanzlichter des Anödens. Bei weitem der feinste davon ist, daß du plötzlich das Ende deiner Geschichte vergessen hast — gerade wie du es schon greifen wolltest! Ich kenne einen Fall, wo ein Mann eine Flasche an den Kopf geworfen bekam, weil er das tat, und keinen hübscheren Beweis seines Erfolges konnte es geben. Die schärfste Variante davon ist, deinen Strudelteig von Langeweile schlau bis an die Frage hinzuziehen: „Und was glauben Sie, was er da geantwortet hat —?“ und dann pausier eine Minute und sage: „Also — verdammt! Ich *muß* mich doch erinnern . . . Ich hab's schon . . . sofort, sofort . . . Sehen Sie, der ganze Witz liegt in den genauen Worten . . .“ Und dann, wenn du alle Hörer in einer kleinen Hölle von dreißig Sekunden gehalten hast, sag hoffnungslos, daß du dich nicht erinnern kannst und laß es bleiben . . .

*

Der Mann, der als Langweiler glänzen will und diese Offensivtaktik mit Erfolg und Freude anwendet, muß auch lernen, jeglichen Widerstand dagegen niederzuringen. Denn die Leute, welche das höhere Anöden zu erdulden haben und noch etwas Energie fühlen, können ganz gut einen Kampf liefern — weshalb es Pflicht jedes Langeweilebeflissenen ist, gegen solche Opposition auf dem Quivive zu sein. So gibt es zum Beispiel jenen häßlichen Trick, den Langweiler zu unterbrechen und ihm lebhaft entgegenzureden. Beginnt der Langweiler zum Beispiel: „Kennen Sie Rio! Schön — als ich einmal in Rio war, da . . .“ — so kann das Opfer plötzlich ein Maschinengewehrnest aufdecken und brüllen: „Rio! Aber natürlich! *Ob* ich Rio kenne!“, der dann einen solchen Schwall von Rio-Reminiszenzen hervorzusprudeln, daß er das feindliche Feuer wie mit einem Spritzschlauch glatt auslöscht. Es gibt bloß zwei Wege, dem zu begegnen. Entweder man beklagt sich offen über die Unterbrechung und besteht darauf, in seiner Marter fortfahren zu dürfen. Oder man läßt den andern Mann seine Munition ruhig verschießen, um sodann in erneuter Energie zum Gegenangriff anzusetzen.

Eine subtilere Verteidigung, und zwar eine sehr wirkungsvolle, wurde vor etwa dreißig Jahren von einem hochgestellten Staatsbeamten erfunden. Sie besteht darin, dem Langweiler aufmerksam zuzuhören bis knapp nach seiner Schlußpointe — oder, was er so nennt —, im selben Moment aber eine völlig entrückte Miene aufzusetzen und dann erstaunt zu fragen, warum er denn nicht *fortfahre*? Die betreffende Formel „Na — und — —?“ kann unter Umständen tödliche Wirkung haben. Um dieser Verteidigung zu begegnen, ist es gar nicht übel, die ganze Geschichte wieder von vorne zu erzählen. Das wird ihm 'ne Lehre sein!

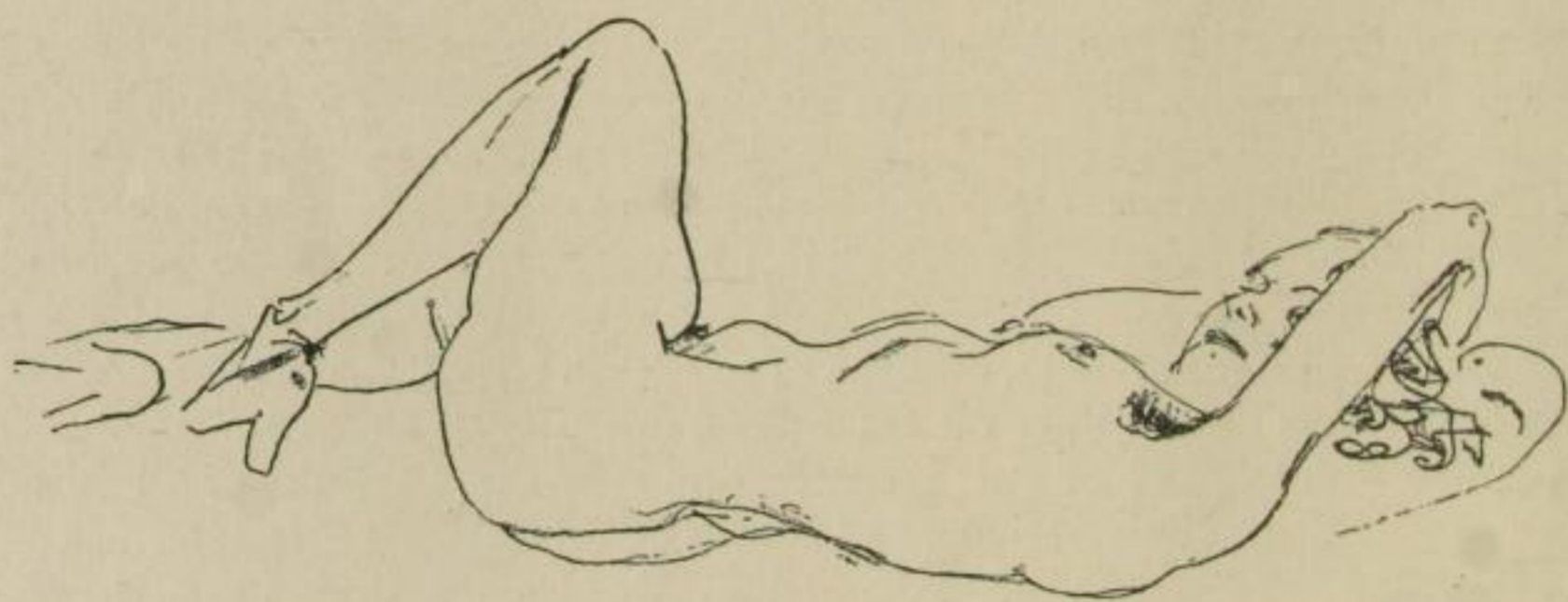
Aber die stärkste Verteidigung — jene, die du am meisten zu fürchten hast — ist, daß der Mann einfach weggeht. Die meisten Autoritäten in der Kunst des Langweilens halten dieses für eine definitive Niederlage. Das muß nicht so sein. Ich kenne jemand, von dem die Leute in der Mitte seines Langweiltrainings resolut wegmarschierten. Aber er rang diese Taktik nieder, indem er hinter dem Ausbrecher herging und ihn am Rock festhielt. Mit etwa fünfzigprozentigem Erfolg. Doch nicht viele haben solch einen Mut.

*

Schließlich möchte ich noch zwei kleine Privatrezepte empfehlen. Das eine sind Schweigepausen in den Intervallen des Anödens — denn es ist eine paradoxe Wahrheit, daß sie die Wirkung unglaublich erhöhen. Die Pausen müssen nicht so lang sein, daß das Opfer nach der Zeitung greifen könnte, sondern gerade ausgedehnt genug, um seine Nerven zu erschüttern. Beobachte sein Gesicht, belauere dessen stufenweis zunehmende Erschlaffung, und bemiß deine Zeit genau für die Wiederaufnahme der Prozedur. Das andere Rezept besteht in kaum verständlichem Sprechen, Nuscheln, Brummeln und so weiter — dann, wenn der Geklangweilte ungeduldig um Wiederholung bittet, tue es noch undeutlicher. Das wirkt immer.

Aber schließlich und endlich sind alle diese Regeln doch bloß mechanisch. Ein Mensch wird durch Papierregeln niemals der echte, der naturgeborene Langweiler werden — ebensowenig, wie er ein Dichter werden kann durch Bücherlesen.

(Übertragung von Sigismund v. Radecki)



Liegende

Paul Scheurich



Werner Hegenbarth

DER UMBRUCHTEUFEL

Von

THEODOR BRUN

In der Literatur treibt ein tückischer Setzkastenkobold sein Unwesen. Er ist tausendmal gefährlicher als der gefürchtete Druckfehlerteufel. Dieser ist im Vergleich zu ihm ein harmloser Lump, ein kleiner Betrüger, der geringfügige Schäden stiftet. Denn was hat es schon zu sagen, wenn eine Sängerin statt mit *Applaus* mit *Applmus* überschüttet wird, oder wenn sich ein *Tierschutzverein* in einen *Eierschutzverein* verwandelt. Keinem zivilisierten Leser fiele es ein, den Autor für ein derartiges Vergehen verantwortlich zu machen.

Ganz anders ist es mit der Tätigkeit unseres Kobolds bestellt. Er tauscht nicht Lettern aus, nein, er stiehlt sie. Heimtückisch lauert er im Winkel und dann — in einem unbewachten Augenblick — holt er sich mit einem frechen Griff ganze Ladungen von Lettern und Zeilen und läßt sie verschwinden, als wären sie nie gesetzt worden. Und der betrogene Autor sieht entsetzt sein verstümmeltes geistiges Kind und beugt verstört sein Haupt angesichts des Schandprodukts, das seinen Namen trägt.

Dieser Kobold hat eine eigene Taktik. Er ist ein Meister des Guerillakrieges. Er sucht sich ein Opfer und läßt es nicht eher aus, als bis er es zur Strecke gebracht hat. Auch ich weiß ein Lied, nein, einen Trauerchoral, davon zu singen.

Mein erstes Abenteuer mit dem Unhold erlebte ich gleich bei meinem literarischen Debüt. Eine Zeitschrift, die inzwischen mit Recht eingegangen ist, veröffentlichte die erste Probe meines lyrischen Schaffens. Das Gedicht hieß: „An Lie!“

Hier der erschütternde Inhalt (Anmerkung: Alle Rechte, insbesondere das der Dramatisierung und Verfilmung, vorbehalten!):

Und träumend naht der Abend, dumpf und schwer,
Die Nebelschattenbilder wanken,
Und meine Seele wird so dumpf, so leer,
Bei einem ängstlichen Gedanken.

Ich habe nichts als meiner Lieder Pracht,
Ein selbstgeschmücktes kleines Leben,
Ein süßes Wort ist meine ganz Macht,
Sonst, Liebste, kann ich dir nichts geben.

Denn keine Tat ist mein, kein Ruhm,
Kein Sklave beugt sich vor mir nieder,
Mein Herz, mein Mund sind nur mein Eigentum,
Und meine traumverlorenen Lieder.

Ich wünschte mir, die ganze Welt wär' mein,
Dann würd' ich, Liebste, dein gedenken,
Denn über alles möcht' ich König sein,
Nur um es dir, nur dir zu schenken.

Aber so erschien das Gedicht nicht! Nach dem Satz: „Ein süßes Wort ist meine ganze Macht . . .“ kam bündig und schlicht: „Ferner ist daselbst ein Kozenn-Schulatlas und ein Fußball zu verkaufen. Zu besichtigen von 6 bis 8 Uhr. Theodor Brun, Wien, 2. Bezirk, Valeriestraße 64.“

Das Gedicht wurde in dieser Fassung von einem anderen Blatt nachgedruckt. Mit dem redaktionellen Vermerk: „Als Musterbeispiel einer bedenklichen Mischung von lyrischer und ironischer Begabung.“ Meinen wehmütigen Protest, der eine entsprechende Berichtigung verlangte, erledigte das Blatt mit folgender Notiz: „Ein junger Schriftsteller, namens Theodor Brun, von dem wir kürzlich ein fragwürdiges Gedicht veröffentlicht haben, legt Wert auf die Feststellung, daß er keinen Fußball zu verkaufen hat, sondern König sein möchte.“

Nicht minder deprimierend war mein Abenteuer mit meinem Roman: „Erst stirbt die Liebe, dann die Ehe.“ Viel Hoffnung machte mir der Schriftleiter nicht, aber immerhin versprach er mir, bei Gelegenheit „etwas“ aus dem Roman zu veröffentlichen. Und so las ich eines Tages:

„Aphorismen über die Liebe.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, die mit Freude sucht, was Leiden schafft. (J. H. Riesler.)

Erst stirbt die Liebe, dann die Ehe. (Theodor Brunner.)

Echt geliebt ist halb gelebt. (Balisches Volkslied, frei übertragen von Everett Bronx) . . .“

Von da ab gab es ständigen Kleinkrieg mit dem operationswütigen Setzkasten-kobold.

Kennen Sie meine Geschichte von dem Mann, der heiraten will und zu einem Weisen geht, um sich beraten zu lassen?

„Was für eine Frau soll ich wählen?“ fragte er. Der Weise riet ihm: „Nimm dir das Weib, das dir vom Schicksal in den Schoß geworfen wird.“ Der Mann geht heim und wartet auf das rätselhafte Ereignis. Eines Tages reitet ein Mädchen auf einem Esel an seinem Garten vorbei, der Esel wird störrisch, wirft die Jungfrau ab und diese fliegt über den Zaun, dem Mann in den Schoß. Er heiratet sie, doch schon nach wenigen Wochen steht er fluchend vor dem Weisen und schnaubt Rache wegen der unglückseligen Wahl. Doch der Weise sagt: „Wir wollen gerecht sein! Ich bin an deinem Unglück schuldlos, denn mein Rat war ehrlich gemeint. Die Frau, mit der man glücklich werden kann, verdankt man dem Zufall. Aber auch dich trifft kein Vorwurf, denn du hast nur einen guten Rat befolgt. Desgleichen auch nicht deine Frau, die deinem Willen gefolgt ist und nicht ihrem eigenen. Aber der Schuldige soll seine gerechte Strafe erhalten.“ „Wen gibt es da noch außer uns dreien?“ fragt der Mann verblüfft. Da nimmt der Weise einen Stock und prügelt den Esel durch.“



Laterne
(Berlin O, Holzmarktstraße 45)



Portal am Amtsgericht Mitte

2 Foto: Walter Schneider

EIGENARTIGE DENKMÄLER IN BERLIN



Der Alte Dessauer verläßt die U-Bahn (Kaiserhof)



Denkmal mit umgekehrter Schrift
(Senefelder Platz)

2 Fotos Weltbild



Mordkreuz von St. Marien
(Zur Erinnerung an den 1327 erschlagenen
Propst Nikolaus von Bernau)



Asews Grab
(Friedhof Berlin-Wilmersdorf)

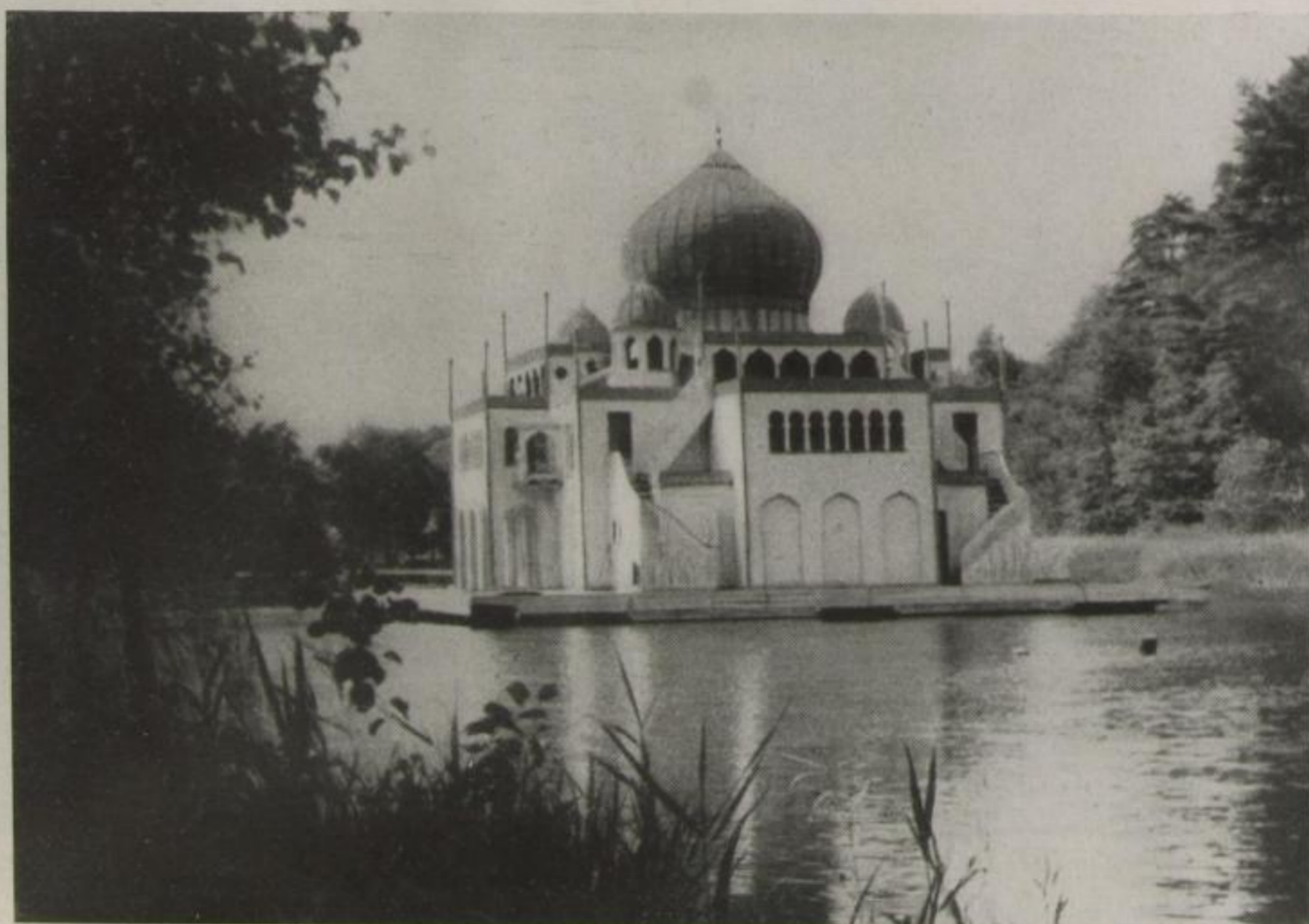
2 Fotos Walter Schneider



Fotowettbewerb

Keine Alpenlandschaft, sondern Schneehaufen in Berlin

Fot. Gustav Schwarz



Fot. Walter Schneider

Hindostanischer Tempel nicht in Indien, sondern in Dammsmühle bei Berlin



Februar



April



Juni



August



Oktober



Dezember

Durchstich am Kilometerberg Wannsee 1935
Fotos: Press Bild Zentr. (4), Krajewsky (1), Ernst Schneider (1)

Nein, diese Geschichte kann Ihnen gar nicht bekannt sein. Denn sie erschien nur einmal und der operative Setzteufel hatte sie auf folgende Weise zurechtgestutzt:

„Eines Tages kam ein Mann zu einem Weisen und sagte: ‚Erlauchter Geist, der du alle irdischen Zusammenhänge kennst, verhilf mir zur Glückseligkeit!‘ Der Weise betrachtete ihn prüfend: ‚Ich lese in deinen Augen restloses Glück und deine Stirn trägt den Glanz fröhlicher Tage und zufriedener Nächte. Was fehlt dir noch?‘ ‚Mein Glück ist nur halb‘, erwiderte der Mann, ‚denn ich bin einsam und mir fehlt ein Weib, mit dem ich mein Glück teilen kann. Darum möchte ich heiraten.‘

Da nahm der Weise einen Stock und prügelte den Esel durch.“

Manchmal ist der Setzkastenkobold — auch Umbruchteufel und Verhebungs-
gespenst genannt — besonders übermütig, dann richtet er als gemeingefährliches
Subjekt gleich doppeltes Unheil an. So schrieb ich einmal eine Plauderei über die
Leiden eines Vaters, der seiner Tochter bei den Schulaufgaben helfen muß.
Unter anderem erwähnte ich auch eine Episode,

wie sich die Kleine damit abquälte, für die Handfertigungsstunde allerhand kunstvolle Tüten
zu kleben. Da sie damit nicht zurecht kam, half er ihr und klebte ihr eine Tüte.

Die freundlichen Leser wurden um den Schluß dieses Absatzes betrogen.
Streng genommen wurden sie eigentlich nicht betrogen. Sie bekamen alles für
ihr Geld. Auch die fehlende Zeile wurde ihnen — gewissermaßen als Nachtisch —
serviert. Im Kunstteil tauchte sie plötzlich auf, als sinnvolles Anhängsel zu einer
wohlwollenden Rezension über eine Künstlerakademie. Die Stelle lautete:

„Nachdem die Sängerin ihre zweite Arie gesungen hatte, erschien auf stürmisches Ver-
langen des Publikums der Komponist persönlich auf dem Podium
und klebte ihr eine.“

Erinnern Sie sich an meine lyrische Novelle: „Erste Liebe?“ Sie erschien an
einem Mittwoch. Damals sagte meine Tante Malvine zu mir: „Von euch jungen
Schriftstellern ist man ja einiges gewöhnt, aber — wie kann man eine Liebes-
geschichte so beginnen: „Aus Anlaß des siebenhundertjährigen Bestandes der
Genossenschaft der protokollierten Geflügelhändler fand heute im Festsaal der
Bäckerinnung eine Vollversammlung statt“, sprach Alfred träumerisch und
drückte einen hauchzarten Kuß auf Marthas Stirne. Zu meiner Zeit haben
Liebesleute anders gesprochen!“

Oh, wie recht sie hat, die gute Tante Malvine!

Und wie mag sie erst den Kopf geschüttelt haben bei meiner Kurzgeschichte
„Der Sieger.“ Ungefähr in der Mitte kam die bezaubernde Stelle vor:

„Da riß Alfonso die Tänzerin stürmisch an sich. Vergeblich war ihr anfängliches Sträuben,
Seine starken Arme und die Glut seiner Leidenschaft fegten jeden Widerstand hinweg.

Der hierdurch angerichtete Schaden wird von der Polizei auf 8000.— geschätzt.“

Das Entsetzlichste widerfuhr mir aber bei einer literarhistorischen Abhandlung
über Christian Dietrich Grabbe.

Der verbrecherische Kobold tat nur eine Kleinigkeit: Er stahl mir die Schluß-
zeile, die nichts anderes enthielt, als eben den Namen:

Christian Dietrich Grabbe.

Und so gipfelte die Abhandlung in folgendem Schluß:

„Für die Literaturhistoriker künftiger Tage bleibt ein Name bestehen, der das Urbild des
verkommenen Genies verkörpert, ein Name, an dem sich die Vorstellung einer Jammergestalt

knüpft, der es versagt war, ihre verschüttete Kraft spielen zu lassen, die, von der Natur einst-
mals zu Höherem bestimmt, in der Gosse elend zugrunde ging, eine abschreckende Gestalt,
die man nur mit einer Mischung von Bewunderung und Verachtung wird nennen können, falls
man ihren Namen nicht der Vergessenheit überantwortet, den Namen:

Theodor Brun."

Hier gab ich den Kampf gegen den Kobold auf. Jeder Widerstand war ver-
geblich. Eines konnte nur helfen, sich totzustellen und zu warten, bis der Unhold
ein anderes Opfer gefunden hätte.

Nach einjähriger Pause in meinem literarischen Schaffen hoffe ich, ihm endlich
entkommen zu sein.

Ängstlich warte ich darauf, diese Zeilen gedruckt vor mir zu sehen. Wenn
alles glatt geht, bin ich gerettet und darf weiterarbeiten. Wenn aber Huitzilob-
pochtliii, glauben Sie, könnte man einen solchen Orden einem auf die nackte
Haut tätowieren? — müßte man eigentlich versuchen, vorausgesetzt, daß Sie nicht
zu laut schreien. Es ist nämlich wegen der Nachbarn. Und dann — Sie wissen!
Jedenfalls nehme ich an, daß Sie mich gebe ich das Dichten auf.

EPIGRAMME

Ein Gleichnis.

Sieh, wie im Meer das Wasser eine Einheit ist
Und erst zu vielen Tropfen auseinanderfließt,
Wenn es als Regen stürzt vom Himmel nieder,
Doch dann im Meere wird zur Einheit wieder!

Und wie die Einzeltropfen in der Luft entstehen
Und nach dem Falle wieder ohne Spur vergehen,
So fällt der Mensch als Tropfen durch die Zeit;
Und du verlangst für dich Unsterblichkeit?

An einen Freund, dessen Geliebte einen anderen nahm.

Du klagest, weil das schöne Gretchen
Dir untreu ward und nicht mehr dein?
O Freund, es sind die schönen Mädchen
Ja viel zu schön, um wahr zu sein!

Grabinschrift eines verhungerten Dichters.

Er selbst besaß kein Hemd und mußte im Freien schlafen,
Nicht dreißig Jahre alt starb er den Hungertod;
Jedoch sein Lebenswerk gibt heute Biographen,
Verlegern und Professoren ein bekömmlich Brot!

Fortschritt der Technik und Rückschritt des Geistes.

Sicher gelangt heut und schnell in entlegenste Länder ein Brief: doch
Leider hat unser Geschlecht Briefe zu schreiben verlernt!

Günther Hauff



„SOS“

Bruno Bold

UNFUG DER ZEITUNGSANZEIGEN

Von

ACHILLE CAMPANILE

Wie gerne möchte ich in jener Welt leben, die in den Reklamebildern des Inseratenteils der Zeitungen dargestellt ist!

Es ist unleugbar eine bessere Welt als unsere.

Nehmt zum Beispiel den großen, mageren Mönch mit dem weißen Bart, der mit feierlicher Geste eine Flasche Abführlikör vorweist. Nun denn, ich werde doch wohl Mönche in meinem Leben gesehen haben, nicht wahr? Ich bin in Montecassino gewesen, in Casamari, in Calci, zu Drei-Brunnen, in Camaldoli, in der Verna, ich habe die wichtigsten Abteien Italiens besucht, ich habe Brüder gesehen, Mönche, Novizen, Diener und Knechte Gottes aller Art und Kutten, aber einem solchen Übermönch, wie dem vom Abführmittel, einem heiligen Mann von so hieratischer Erscheinung und so ehrfurchtgebietendem Wesen, bin ich nie begegnet. Und außerdem hat mir noch nie ein Mönch eine Flasche gezeigt! Oh, es würde mir gar sehr gefallen, einem so ernstesten und imponierenden Pater zu begegnen, der, weil er mich ein wenig blaß und mitgenommen aussehend findet, eine Flasche wie eine Monstranz zum Himmel erhebt, begierig, mich zu kurieren!

In der gedruckten Welt gibt es Mönche im Überfluß. Eine Zeitlang grassierten die, die zum Inserat „Frohe Weihnachten“ oder „Frohe Ostern“ Lotterienummern bekanntgaben. Meistens lebten sie in Neapel. Aber gesehen hat sie niemand. Sie bewiesen ihr Dasein nur durch die vierte Seite der Zeitungen, die dem Sehnsüchtigen die Adresse lieferte, um den Haupttreffer in der Lotterie zu gewinnen. Aber als man dann jene Adressen aufsuchte, passierte es einem nie, dem Mönch zu begegnen. Vielleicht blieb er immer hübsch im Hause eingeschlossen, um über das Glück seiner Mitmenschen zu grübeln.

Und wie oft habe ich schon davon geträumt, jener Jüngling vor dem Schreibtisch zu sein, der die neue Zigarette raucht! Nicht so sehr wegen der Zigarette; die interessiert mich sogar recht wenig. Aber auf dem Tisch des Jünglings sind

die Papiere fabelhaft in verschiedenen Karteien und Mappen geordnet. Da ist ein gutgebundenes Buch, und es fehlt auch nicht irgendeine neckische Kleinplastik. Der junge Mann, der in einem bequemen Sessel sitzt, ist tadellos angezogen, trägt einen Anzug vornehmster Eleganz, der nicht das geringste Fältchen bildet. Er raucht, und sein Blick schweift heiter in die Höhe, als folge er gleichsam besaubernden Gebilden. Gibt es etwas Schöneres als ein solches Leben?! Alles um ihn herum atmet Traulichkeit, Wärme, Stille der Sammlung. Wahrhaftig, ich bin überzeugt, daß, wenn es mir gelänge, alle die günstigen Bedingungen um mich zu vereinigen, unter denen der junge Mann da an seinem Schreibtisch sitzt, ich nur lauter Werke höchster Poesie hervorbringen würde: bei so viel Ordnung, Heiterkeit, Ruhe, und obendrein die bewußte Zigarette neuer Sorte zwischen den Lippen, die, nach dem Gesichtsausdruck des Rauchers zu urteilen, ein Wunderzarter Köstlichkeit sein muß! Ein solches Bild kann natürlich gar keinen anderen Titel haben als: „Inspiration“.

Und die Dame, die eine Tablette gegen Kopfschmerzen nimmt? Wie gern möchte ich sie kennen, wie gern ihrem intimeren Kreis zugelassen werden. Ich weiß, daß in der Wirklichkeit Damen, die an Kopfschmerzen leiden, eine Plage zu sein pflegen. Aber diese da, die dies berühmte Heilmittel nimmt, das in, ich weiß nicht wie vielen, oder besser gesagt, wie wenigen Minuten das ärgste Kopfweh vertreibt, ist immer jung und schön, trägt immer ein entzückendes, tiefausgeschnittenes Hauskleid. Ihr Blick ist gazellenhaft traurig und sanft, wie von jemand, der in der Stille leidet. (Wie grundverschieden von dem jener migräneleidenden Damen, die mir wirklich begegnet sind!)

Für mein Leben gern möchte ich der Auserkorene sein, der ihr die Tablette reichen darf.

Ich habe auch sehr oft über die Anpreisung des elektrischen Kammes meditiert, der das Haar wellt und sein Wachstum fördert. Drei Zeichnungen, aber was für Zeichnungen! Und es ist nicht einmal so sehr der Unterschied der Frisuren (ärmlich, glatt die erste, wellig, üppig die dritte), der mich beeindruckt hat, als vielmehr der Unterschied im Gesichtsausdruck. Auf der ersten Zeichnung ist von Meisterhand die Trauer einer Frau dargestellt, die nicht zu reichlich mit Haaren gesegnet ist. Ihre Züge drücken verzweifelte Hoffnungslosigkeit aus, und ihre Trauer macht sie alt, füllt ihr Gesicht mit Runzeln, krümmt ihr die Schultern. Auf der zweiten Zeichnung, wo der Gebrauch des elektrischen Kammes schon begonnen hat, verschönert ein blasses Lächeln der Befriedigung die Lippen der Enttäuschten, die bereits die erste günstige Wirkung des Instruments feststellt, aber noch kaum ihren eigenen Augen traut. Auf der dritten Zeichnung erleuchtet ein strahlendes Lächeln das Gesicht der Dame, deren Augen schöner und größer sind als auf der ersten Zeichnung, und alles in allem erscheint sie viel reizvoller als auf den beiden anderen Teilen des Triptychons. Daraus habe ich geschlossen, daß der elektrische Kamm nicht nur die Haare wachsen läßt und sie dauerwellt, sondern auch die Augen vergrößert, Nase und Mund verkleinert, den Zähnen edelporzellanenen Schmelz verleiht, Runzeln entfernt, den Rücken strafft. Mit anderen Worten, er macht Damen eines gewissen Alters um zwanzig Jahre jünger, und so manches Mal, wenn ich eine Dame in kummervoller Betrübniß sehe, bin

ich geneigt, ihr den elektrischen Kamm zu empfehlen. Einmal machte ich den Gatten einer solchen Dame darauf aufmerksam, er aber antwortete mir mit einem bedeutungsvollen Seufzer: „Ja, aber dazu gehört noch anderes!“ Daraus entnahm ich, daß er das Bild des elektrischen Kammes im Inseratenteil der Zeitung nie gesehen hatte und deshalb nicht ahnen konnte, welche segensreiche Wirkung dieses Instrument im Schoße der Familie ausübt.

Ich leugne indessen gar nicht, durch die Reklame auch manche traurige Vorstellung vom Leben gewonnen zu haben. Zum Beispiel der Mann, der auf der Erde ausgestreckt liegt — wiewohl ganz untadelig angezogen auch er, natürlich — und an mehreren Stellen des Körpers von Ketten umwunden ist, den ich oft auf der vierten Seite der Tageszeitungen sehe, ist nicht gerade eine Ermutigung, der Zukunft heiter entgegenzusehen. Hinwiederum erscheint in der Welt der Reklame, gewissermaßen als Kontrast und Kontrapunkt zur obenerwähnten pessimistischen Darstellung, der nackte Körper eines Athleten, mit geschwollenem Bizeps, mit hoher, leuchtender Stirn, einen Gürtel um die Lenden, der Blitze entsendet. Im allgemeinen aber ist die Welt der Reklame mehr von Guten als von Bösen bevölkert. Wer zum Beispiel würde sich nicht mit Vertrauen jenem Schmied nähern, der mit nacktem Körper, Heiterkeit, Kraft und Fleiß ausströmend, für einen Augenblick den schweren Hammer niedergelegt hat und mit größter Befriedigung ein Glas von einem bestimmten Wein trinkt, gleichsam um die Kräfte wieder aufzufüllen, falls es überhaupt nötig sein sollte? Aber ach, diesen Menschenschlag trifft man nirgends als auf den Etiketten der Kellereien. In Wirklichkeit waren die Schmiede, denen ich begegnet bin, zunächst mal alle angezogen, sehr oft zwar dürftig, aber angezogen. Nie noch habe ich einen je mit nackter Brust erblickt. Mag sein, daß sie lauter sehr brave Leute waren, sogar ganz bestimmt waren sie das, aber sie besaßen nicht den offenen und rechtschaffenen Ausdruck wie der Schmied vom Inserat.

Wo mir aber die Reklame ganz unzweideutig die Aussicht auf eine Welt wie die unsere eröffnet hat, das war auf einem Bild, das einen eigenartigen Automobilkoffer empfahl; einen Koffer, der, ich weiß nicht durch welchen Mechanismus, auf freiem Felde sich in ein Zelt verwandelte, ein Tischchen, einen kleinen Herd und andere Gottesgaben auf dem Rasen ausstreute.

Man mußte nur die Familie sehen, die diesen Koffer erstanden hatte. Musterfamilie ist viel zu wenig gesagt. Sie hatten einen Ausflug gemacht und hatten sich zwischen den Bergen niedergelassen. Der Vater, noch jung, nach der neuesten Mode gekleidet, saß in einem Liegestuhl, der bestimmt ebenfalls aus dem Wunder



Giebel an der Preußischen Seehandlung Nils Stenbock

koffer entstiegen war, und las die Zeitung, während seine Frau, eine anbetungswürdige Kreatur in frischduftendem Kleid, ein Souper auf dem Herd bereitete, der gleichfalls dem Koffer entstammte; das Souper sollte dann auf einem schon gedeckten Tisch serviert werden, den man, so war es erklärt, durch geniale Handgriffe und Verwandlungstricks aus dem Koffer selber hervorzauberte. Von den Söhnen spielten zwei kleinere in den Wiesen „Fang mich“, die größeren zogen ein Grammophon auf dem Rasen auf (und ich lasse mich hängen, wenn nicht auch das Grammophon im Koffer enthalten war). Im Hintergrund sah man still und leer das Automobil. In geringer Entfernung war das Zelt errichtet — dem Wunderkoffer entnommen, selbstmurmeln —, wo die Familie die Nacht zu verbringen gedachte. Und am Zelteingang saß, um die frische Luft zu genießen, der alte Großvater (noch rüstig, natürlich), der mit außerordentlich zufriedennem Blick das Bild der Freude seiner Nachfahren überschaute. Man mußte nur sehen, welches stilles, ruhiges Glück in dieser Familie herrschte. Bestimmt war es durch den Koffer verursacht. Wenn es mir gelingt, mich zu erinnern, wie dieser vorsorgend fürsorgliche Gegenstand eigentlich geheißen hat, schwöre ich, daß ich ihn mir kaufe. *(Einzig berechtigte Übertragung aus dem Italienischen von A. L. Erné)*

MEINE LIEBE: DIE VERKÄUFERIN

Von

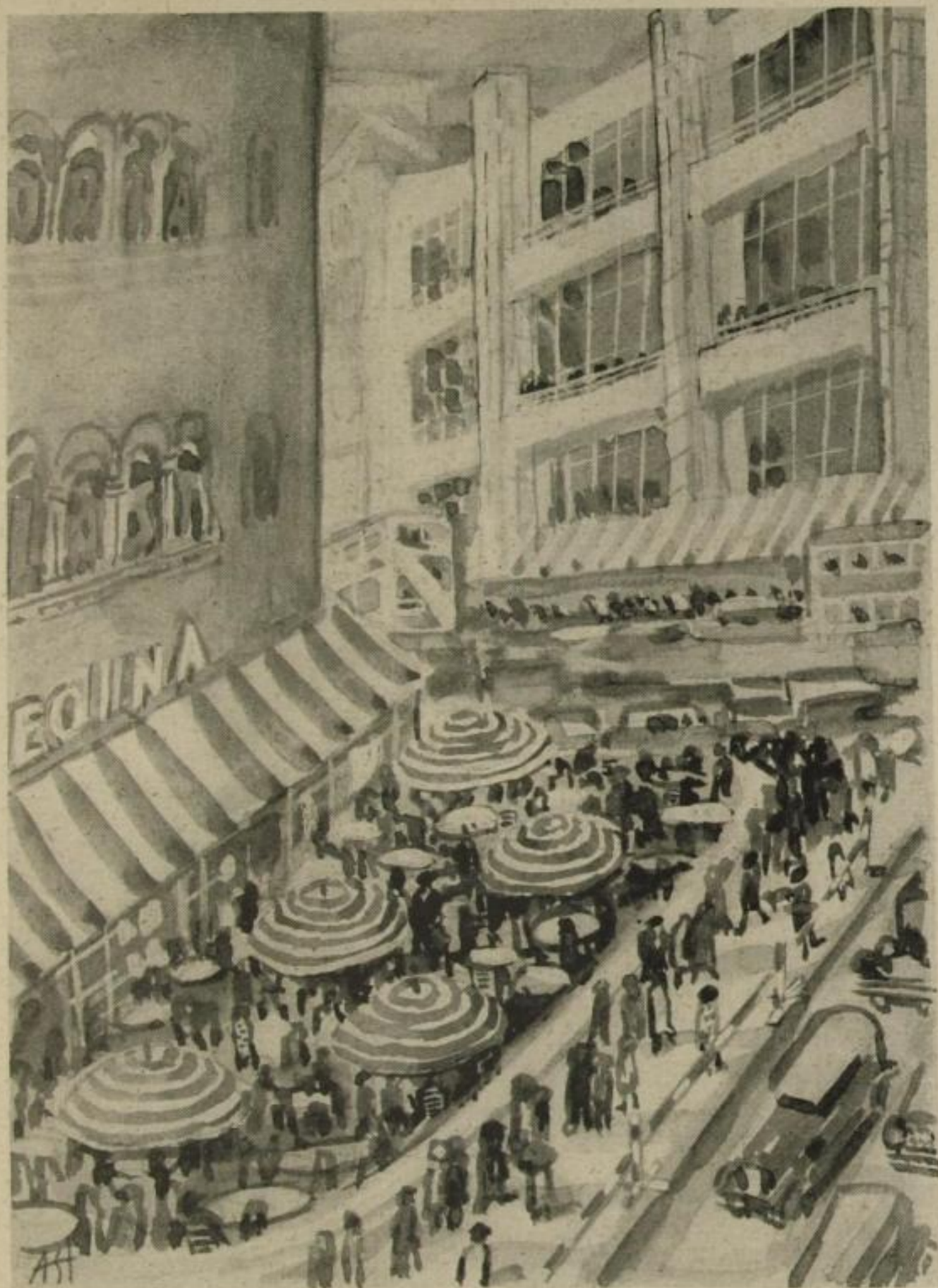
WERNER SUHR

Verkäuferinnen können das Dasein um eine kleine, feine Nuance lebenswerter machen. Besonders in Berlin gehen sie durch eine anspruchsvollere Schule als sonstwo. Sie treffen mit weit mehr Menschen, mit sehr verwöhnten und nörgelnden Kunden zusammen. Umfragen haben bestätigt, daß die Berliner Verkäuferinnen zu den bestangezogenen und liebenswürdigsten der Welt gehören.

Es gibt so zahllose Verkäuferinnen in der Welt. Und welche Rolle die anziehende Verkäuferin im wirtschaftlichen Umsatz spielt, ist vom Laien nicht auszudenken, vom Fachmann mangels jeder genügenden Unterlage niemals auszurechnen.

Ich gebe einen sehr großen Teil meines Einkommens vorzüglich in den Geschäften aus, wo liebenswürdige und wirkungsvolle Verkäuferinnen sind. Der Mann als Käufer kann reizend, er kann ein Unikum, aber auch ein Trottel und ein Scheusal sein. Als Scheusal ist er noch nicht so schlimm wie eine Käuferin, die mit jeder Geste fragt: wissen Sie auch, wer ich bin? und die mit jeder Geste zu einem dienstbereiten Mädchen sagt: Du bist nur eine Verkäuferin!

Als Verkäuferin ist man Glied einer unaufhörlichen Kette. Aber manchmal wird diese Kette durchbrochen, und plötzlich wird aus dem „Frollein“, das so gefällig lächeln kann, eine Dame, die sich bedienen läßt, die Frau eines Beamten, eines Künstlers oder Offiziers, vielleicht wird es die Frau des Chefs. Der Weg



An der Gedächtniskirche

Schäfer, Ast

zum Glück ist offen. Und wahrscheinlich ist eine gute Verkäuferin auch eine gute Ehefrau. Denn wer gewohnt ist, aufgeregte und enttäuschte Gemüter zu beruhigen, wem die Liebenswürdigkeit zur ersten Gewohnheit und zur Natur wurde, und wer sich so gegenüber einer tausendfältigen Kundschaft behauptet hat, der wird auch wohl gegenüber einem einzigen querulierenden Ehemann bestehen . . .

Wieviel ist von leicht verliebten Dichtern über Frauenanmut geschrieben, wie oft ist erzählt worden, daß die Frauen in erster Linie dazu da sind, um eine durch Männer zweifelhaft und oft unerträglich gewordene Welt wieder versöhnlicher und lichtvoller zu gestalten. Und tatsächlich wirkt eine einzige freundliche Fraulichkeit, eine mädchenhaft schmeichelnde Stimme, eine anmutige Hand

bewegung, mit der zum Beispiel wollene Socken dargeboten werden, noch Tage und Wochen.

Junggesellen, die mangels Geld, Geist oder körperlicher Vorzüge eine stete Trostspenderin entbehren, brauchen nicht unbedingt auf jede weibliche Fürsorge und Teilnahme zu verzichten. In zahllosen Geschäften bietet sich auch für schüchterne Naturen Gelegenheit, eine junge Dame anzusprechen und mit ihr in eine zwar kurze, jedoch trotzdem eindrucksvolle Unterhaltung zu gelangen. Man muß schon sehr plump oder sehr ungeschickt sein, wenn man sich diese Möglichkeit freundlicher Minuten verdirbt.

Es ist das Verlockende und Einzigartige, daß sich so gewissermaßen zusätzlich oder ganz umsonst ein Genuß bietet, der zugleich die Möglichkeit enthält, Menschen- und Mädchenkenntnis zu erweitern. In der tüchtigen Verkäuferin lebt oft ein Mensch, der nicht nur waren- und menschenkundig, nicht nur tüchtige Arbeiterin, sondern überdies ein wenig Schauspielerin ist. — Wie reizvoll, von einer Schauspielerin bedient zu werden! Man kann sich den Luxus leisten, wenn man ein paar Pfennig für Blumen oder Pralinen übrig hat. Denn die Liebenswürdigkeit gedeiht natürlich am besten in Läden, die eine dazu auffordernde Atmosphäre haben.

Ich sage nicht, daß man zum Ärger des Chefs und wartender Kunden stundenlange Privatgespräche mit einer Verkäuferin beginnen soll. Man soll sich sogar davor hüten, eine verbindliche Tonart in eine allzu persönliche umzubiegen. Der Großstädter, einer unter Millionen, wird im Laden plötzlich angesprochen, angelacht; das geschieht oft mit so viel Freundlichkeit und Wärme und läßt dann ebenso plötzlich das Gefühl entstehen: du bist nicht einsam in der Welt. Den Einsichtsvollen sagt dieses Gefühl genug. Und ein Mann von Geist wird selten enttäuscht sein, auch wenn er hinter einer reizenden Stirn nur oberflächliche und allgemeine Gedanken entdeckt. In Berlin gibt es allerdings Verkäuferinnen, die nicht nur im Umgang mit Menschen, sondern in vielen Fragen der Kunst vorzüglich Bescheid wissen. Fast alle sind ein wenig kokett und einfach Meisterinnen in der Beherrschung weiblicher Attribute. Viele haben die Fähigkeit, anziehend zu wirken, ohne von Natur anziehend zu sein. Sie treiben Gymnastik und Sport. Sie machen sich zurecht, so daß es im allgemeinen gerade recht und einer gesunden Empfindung nicht zuwider ist.

Ich liebe die Verkäuferin hauptsächlich als Verkäuferin. Sie ist mein Entzücken, wenn sie wegen eines Schuhkartons auf eine schwankende Leiter steigt oder mit dieser gar eine ganze Wand entlang fährt — meinetwegen! Ich habe mit ihr zu Abend gegessen und im Kino gegessen, und doch habe ich sie niemals so reizvoll gefunden wie als rührend nette, immer hilfsbereite, den ungeschickten Mann und Junggesellen anlächelnde Verkäuferin!

Sie will ja nicht nur etwas verkaufen; sie will auch, daß ich für mich das Richtige kaufe. Sie spricht es auch aus: „Das Geschäft würde verlangen, daß ich Ihnen diese Krawatte empfehle, denn an ihr verdienen wir bedeutend mehr!“ Wie klug sie ist — sie weiß wohl, daß sie dem Geschäft keinen besseren Dienst erweisen kann. Ihre persönliche Auszeichnung verpflichtet mich — aber nicht nur ihr gegenüber. Ich sehe ihr in die Augen. Sie erwidert mit einem Blick, der mich bis



Fotowettbewerb: 1. Preis

Fot. H. Tott, Zürich

„Dämon Argent“



Die Tänzerin Mary Wigman



Der Dichter Heinrich Zerkow



Fotowettbewerb: 2. Preis



Fotos E. Kesting, Dresden

Die Tänzerin Marianne Vogelsang



Fot. H. Krüger, Frankfurt a. O.

Aus einer „Querschnitt“-Sammlung



Fotos H. Tott, Zürich

„Dämon Argent“

Zwei Aufnahmen, aus denen das mit dem 1. Preis ausgezeichnete Foto zusammengesetzt ist

zum Abend erfreuen wird. Hier liegt vielleicht ein Abenteuer. Wenn ich geschickt bin, kann ich, ohne aufzufallen, dem Mädchen die Hand geben. An dem Druck ihrer Hand werde ich fühlen, ob wirklich ein Abenteuer begann. Meine Geschicklichkeit bringt mich zu der Erkenntnis, daß keins begann. Ich komme trotzdem wieder. Und ich erfahre, daß ihr Verlobter endlich vom Motorrad zum rassigen Sechszylinder gelangt ist. Am Steuer des Wagens, der mich am Sonntag überholt, sitzt eine wohlherzogene, lächelnde junge Dame.

Und dennoch gibt es etwas, das mich im Anblick echt Berliner Verkäuferinnen leicht traurig stimmt. Es ist — namentlich in Warenhäusern und in Einheitspreisgeschäften, — die traurige Gewißheit, daß ein Teil dieser Jugend und Schönheit dazu bestimmt ist, von Ahnungslosen übersehen, von Taktlosen verkannt und vom Leben verbraucht zu werden. Noch wären sie schön und anmutig genug, um sie selbst mit dem Erlesensten zu schmücken und zu erfreuen, was sie verkaufen können. Noch haben sie blanke Augen, flinke Bewegungen und all die übrigen Reize ungebrochener Anmut. „Eben all diese köstlichen Kleinode, deren genauer Name zu sehr der Grazie ermangelt“, wie sich ein Dichter einmal artig und genießerisch bei einer Parade schöner Mannequins ausgedrückt hat. Aber eines Tages geben jene ihre Rolle stillschweigend an jüngere, hübschere und flinkere Mädchen ab, ohne daß sie vom Leben richtig gewürdigt wurden.

Philosoph, Regen und Zahnbürste. Der Philosoph R. H. Lotze war einmal bei einer befreundeten Familie in Göttingen zum Abendessen eingeladen. Ein schöner Landregen setzte während des Essens ein und hielt unentwegt die ganze Nacht vor. Da der alte Herr am anderen Ende der Stadt wohnte und in Göttingen schwierig Fuhrwerke aufzutreiben sind, machten die Gastgeber ihm den Vorschlag, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Während des Aufbruchs der übrigen Gäste war aber auch der Philosoph verschwunden, und die Gastgeber gingen schließlich schlafen. Nach zwei Stunden aber läutete es plötzlich an der Haustür Sturm und der alte Lotze steht triefend mit einem Paket unter dem Arm vor der Tür. Erstaunt und bestürzt sieht man ihn an. Freundlich lächelnd erklärte der Philosoph die Situation: „Sie hatten die große Freundlichkeit, mich zum Übernachten bei Ihnen einzuladen. Ich bin deshalb nur nach Hause gegangen, um mir ein Nachthemd und eine Zahnbürste zu holen.“ O. B.

Der Literat. In einem alten Berliner Buche wird der Lebenslauf eines satirischen Dichters etwa folgendermaßen geschildert: Er kam mit *langen Armen* zur Welt, schien also von Natur für ein *armseliges* Dasein bestimmt und wurde *deshalb* Schriftsteller. Da er nun fast gar nichts zu *beißen* hatte, wurde er ein *bissiger* Schriftsteller und *biß* so lange um sich, bis er ins Gras *beißen* mußte. In seinem ganzen Leben hat er nur selten etwas anderes als *Haare* auf den Zähnen gehabt, und daher ließ er auch an keinem Menschen ein *gutes Haar*; seine Satiren zog er gleichfalls an ihnen herbei.

UNFUG DER POINTE

Von

CHRISTIAN BOCK

Wenn ich aus einem großen Romangeschehen auftauche, und die Uhren ticken mit einemmal wieder — so plötzlich wieder, als hätte ich sie beinahe ertappt, aber sie hängen unschuldig da und ticken: Bitte, wir haben die ganze Zeit getickt! — ich muß mich erst etwas zurechtfinden hier oben in der Welt der Wirklichkeiten, und dann denke ich manchmal: Du lebst verkehrt!

So ohne Pointen. Es geschieht nicht genug, es ist nicht spannend genug, wie es nun wohl weiter geht im Leben, was in den nächsten Kapiteln steht —

Nicht, daß ich's nur ungeheuer gut und teuer im Leben haben möchte, nobel wohnen und nobel essen, einen Diener halten, von einem Auto aus die Leute verachten und mit vornehmen Flüchen leben — Haben Sie denn in Ihrem Spekulantenhotel keinen ordentlichen Wein, ich ziehe morgen aus — und so.

Nein, das da meine ich ja gar nicht. Ich meine etwas ganz anderes: daß es alles etwas mehr bedeuten könnte, daß es alles dichter sein müßte, manchmal sind da ganze leere Seiten, und andere könnte man ganz gut einfach herausreißen, es steht so gar nichts Rechtes darauf — Löcher, Löcher, das meine ich.

Nehmt den lumpigsten Roman und seht, da gibt es dies: Pointen. Jedes Wort, jedes Ereignis hat Bedeutung und Gewicht, da gibt es nichts herauszutrennen (wenn der Roman nicht wieder allzu lumpig ist). Seht einen Film an, da läuft alles auf die Pointe hinaus, auf happy end oder Tragik, aber jedenfalls auf eine Pointe.

Und dann seht euch nun das Leben an. Nehmt da einmal einen Tag heraus oder ein paar Wochen, es tut nichts, streicht nur ordentlich etwas heraus, kreuz und quer, nehmt einen groben Blei dazu, es macht ja nichts.

Und der Tod am Ende? Ach! Nicht einmal der Tod ist eine Pointe. Da geht ein Mensch an einem gleichgültigen Tag über eine gleichgültige Straße und fällt von einem Herzschlag getroffen um. Aus! — Aber jetzt widerrufe ich alles, was ich bisher sagte: es ist nicht wahr. Oder es ist wahr, aber es ist gut so, wie es ist.

Wollen wir, weil es das psychologisch Ergiebigste und Sicherste ist, beim Film wieder anfangen: Wir haben uns im Laufe der Zeiten und Filme, als wäre es selbstverständlich, daran gewöhnt, auf der Leinwand eine Welt zu sehen, in der Gesetze das Leben beherrschen, die nur im Film gelten und nirgends sonst. Es ist an der Zeit, eine erkenntnistheoretische Bemerkung aufzuschreiben, die nicht eben neu, aber vielleicht jetzt erst ganz deutlich und beweisbar ist: Der Film hat die *bloße Pointe* zum Hauptelement einer ganz neuen Weltordnung erhoben und mißt ihr eine Bedeutung bei, die ihr im Leben niemals zukommt.

Und dann wollen wir einmal noch etwas weiter zurückschauen. Es gab eine Zeit, als es noch keinen Film gab, die gerade so töricht war. Ach, der Film hätte damals Geschäfte gemacht! Nur hätte er damals die tragische Pointe wählen müssen, statt, wie heute, zumeist wenigstens, die Pointe des happy ends. Es war die Zeit, als in den bürgerlichen Wohnungen jene Bilder hingen, auf denen Mädchen mit enggeschnürten Wespentaillen in malerischer Pose im naturgetreugrün gemalten Gras

lagen — aber auf der Wand gegenüber hing ein düsteres Bild vom Sensenmann, der drohend hinter einem nichtsahnenden Liebespaar auftrug. Es gab damals, weil es keinen Film gab, statt dessen Lieder, die, von Mund zu Mund weitergetragen, auf den Gassen lebten, auf den Höfen, in den Küchen, aber auch in den „Salons“, auf der Straße und auf Jahrmärkten. Diese Lieder handelten stets von einem tragischen Liebespaar, sie waren alles in einem: rührend und tragisch, lyrisch und schaurig, und immer gab es im letzten Vers zwei Tote: sie und ihn.

Die Lieder wurden mit allem möglichen Ernst und schauerlich-tragischer Theaterpose gesungen.

Es war die Pose einer ganzen Zeit. Diese Zeit wollte — das ist der sentimentale Grund — den Tod nicht als etwas Organisches verstehen, sie sah im Tod den Feind und Zerstörer des bürgerlichen Glücks. Jeder Tod also war tragisch — aber diese Tragik hatte keine Größe, sie war nichts als sentimental und schaurig.

Das ist der Grundfehler der (schlechten) Pointe, daß sie *sentimental* gegen die Weltordnung rebelliert. Und kaum jemals hat wirklich ein Leben eine Pointe. Es stimmt schon: „Wenn es hoch kommt, ist es Mühe und Arbeit gewesen“, man braucht daran nichts zu verbessern.

Die Pointe ist letzten Endes eine Erfindung der Kunst. Nicht erst der Filmkunst. Und, wenn man sie richtig versteht, eine gute Erfindung, wir brauchen die Pointe in der Kunst. Aber wehe uns, wenn wir uns allen Ernstes im Leben nicht mehr zu jener Mühe und Arbeit bekennen mögen, sondern die Pointe zum Gott erheben! Dann hat der Teufel in Europa gewonnen.

Gespräch mit Prinzen. Der alte Fürst X. ließ seine beiden Söhne im Alter von 18 und 16 Jahren zu sich rufen und hielt ihnen folgende Ansprache: Ihr seid jetzt in den Jahren, wo ich mit euch über das Thema Frauen sprechen muß. Das ist sehr schwierig!

Entweder ihr haltet euch an ein Mädchen aus dem Volke — das wird ein Kind bekommen!

Oder an eine Tänzerin — die wird euch ruinieren!

Oder an eine verheiratete Frau — da werdet ihr erschossen!

Oder ihr heiratet selbst — das ist noch schlimmer!

Kurzum —, ich weiß nicht! — ich weiß nicht! Die Prinzen haben beide früh geheiratet.



Rangloge im Kino

Max Hauschild

DAS BERLINER STAATSSCHAUSPIEL

Von

HERBERT JHERING

Als das Staatliche Schauspielhaus unter der Leitung von Gustaf Gründgens einen Winter gespielt hatte, konnte es auf Grund seiner Erfolge ein zweites Haus hinzunehmen: das Deutsche Künstlertheater in der Nürnberger Straße, das nunmehr als Kleines Haus neben der großen Bühne am Gendarmenmarkt geführt wurde. Selten in der Geschichte des deutschen Theaters hat eine künstlerische Leistung so schnell ihre materielle Auswirkung gefunden. Das Engagement hervorragender Darsteller, der wechselnde Spielplan, der alle Gattungen des Theaters berücksichtigte, die Initiative und schnelle Entschlossenheit der Führung — alles wurde sofort vom Publikum erkannt und bestätigt.

Es mochte zuerst Befremden erregen, daß die Intendanz viele „Namen“ verpflichtete, weil die Gefahr nahe lag, daß mit den großen „Kanonen“ auch die Methoden des Startheaters wiederkehren würden. Aber alle Schauspieler, die in den früheren Jahren mit ihren Erfolgen das Theater diktatorisch beherrscht und Ensemblebildungen gesprengt hatten, ordneten sich jetzt künstlerisch ein. Ein konservativ erhaltendes und ein aktivistisch vorwärtsdrängendes Element begann gleichzeitig, die preußischen Staatsbühnen zu beherrschen. Ein erhaltendes Element: die bedeutenden Schauspieler, deren Ruhm das deutsche Theater erfüllt hatte, Schauspieler, die sich auf der Höhe ihrer Wirkung für fertig und ihre Entwicklung für abgeschlossen hielten, wurden hier „aufbewahrt“, in ihren wichtigsten Rollen erhalten und als Beispiel für kommende Generationen hingestellt. Sie sollten nicht in die hastige Vergänglichkeit hinein gespielt haben, ihren Rollen sollte Dauer verliehen werden, sie selbst sich mit neuen Aufgaben immer wieder bewähren und verjüngen. So wurden Werner Krauß, Emil Jannings, Eugen Klöpfer, Friedrich Kayßler und Paul Hartmann engagiert, damit im Berliner Theaterleben gegründet und langsam entwickelt würde, was ihm gefehlt hatte: Tradition.

Aber Gustaf Gründgens wußte nur zu gut, daß Tradition nichts Akademisches oder Museales ist. Also genügte es nicht, daß die „Stars“ einfach in die Vorstellungen eingestellt würden oder mit alten und neuen Rollen als erhabene Gäste einkehrten, sondern sie mußten in den Arbeitsprozeß des Staatstheaters wie jeder andere Darsteller eingeschaltet werden und sich der Führung und Regie unterordnen. So konnte das Theater die großen „Brocken“ verdauen. Es gab keine Fremdkörper, sondern nur belebende Gegensätze, bunte Farbigkeit des Zusammenspiels, Laune, Spielfreude, Phantasie. Es wird immer das Geheimnis der guten Theaterführung bleiben, wie sie Ehrgeiz und Nacheiferung zu wecken versteht. Die Erfolge der Großen dürfen die Leistungen der Mittleren nicht niederdrücken und auch die geringste Rolle muß dem Schauspieler verlockend gemacht werden. Gustaf Gründgens verstand es, ein Riesenensemble mit Schauspielern, die sich zum Teil im Rollenfach und auch in der individuellen Art berührten, spielfreudig zu halten und die im Theater unvermeidlichen Konflikte noch zu einer Leistungssteigerung zu benutzen. Er zog aus der Tradition noch aktivierende Kräfte, indem er die Meister von den Jüngeren und die Jüngeren von den Meistern Anregung und Auftrieb holen ließ. Er gewann aus dem „Konkurrenzkampf“ großer Komödianten noch ausgleichende und antreibende Möglichkeiten.

In jeder Aufführung der Staatsbühnen überträgt sich sofort die erregende und spannende Atmosphäre, das unverwechselbare Fluidum des Theaters. Unabhängig von der Qualität ist zu spüren: Theater, Verwandlung, Spiel. Man geht in das Staatstheater und dann erst zu einer besonderen Aufführung. Das Theater als solches ist wieder ins Gespräch gekommen. Das Grau der Spielpläne ist durchbrochen. So entstand die heute schon international berühmt gewordene Vorstellung des „Glas Wasser“. Hier waren alle Elemente der Bühnenwirkung: Ton, Gebärde, Musik, Farben, Raum, Licht in den Dienst des Stückes gestellt, das unter der Regie Jürgen Fehlings zu einem fast tänzerischen politischen Intrigenspiel aufgelockert wurde.

Diese Vorstellung durchbrach die Eiszone, die sich um das Staatstheater gelegt hatte. Jetzt war es eine Bühne geworden, auf der man sich auch wieder die große Tragödie ansah: „König Lear“, „Faust“, „Die Hermannschlacht“ und „Hamlet“ mit seinen tagelang vorher ausverkauften Häusern. Gründgens fand den Ausgleich zwischen allen Möglichkeiten des Theaters. Er wußte, daß die beste Vorstellung nichts nützt, wenn sie nicht durch einen wechselnden Spielplan ergänzt wird. Zwischen

Stetigkeit und Überraschung hat der Theaterleiter die Waage zu halten. Diesem Gedanken entspricht das Ensemble. Neben dem schweren Friedrich Kayßler steht Gründgens selbst als sein beschwingtester Schauspieler, neben dem romantisch versponnenen Eugen Klöpfer der formbewußtere Werner Krauß, neben dem gradlinigen Heldendarsteller Paul Hartmann der saftige Emil Jannings, neben dem dunklen Walter Franck der funkelnde Bernhard Minetti, neben dem derben Florath der geistige Komiker Aribert Wäscher, neben dem schlichten Walter Werner der verwandlungsfähige Paul Bildt und der bürgerliche Hans Leibelt. Der Oberregisseur Lothar Müthel war ein vortrefflicher Thomas Paine. Unter den Frauen finden wir die poetische Käthe Gold, die mit ihrer dichterischen Phantasie die klassischen Mädchenfiguren musisch gestaltet. In härteren und älteren Rollen: Maria Koppenhöfer und Hermine Körner, die erste in ihrer künstlerischen Herkunft aus bester deutscher Schule, die zweite wie aus klassizistisch-lateinischer Tradition. Marianne Hoppe, die bewegliche Maria Bard und die frische Lotte Betke, Hilde Weißner und Else Wagner — so viele Gesichter, so viele Persönlichkeiten.

Mit diesem Ensemble und den Regisseuren Gründgens, Fehling und Müthel können alle Gattungen des Theaters gepflegt werden. Denn das war von vornherein die Absicht beim Wiederaufbau des Staatlichen Schauspielhauses: keine Spezialbühne etwa für bestimmte Stückgattungen oder besondere Stilprobleme zu schaffen, nichts Einseitiges, sondern das Theater von allen Seiten zu fassen. Im Kleinen Hause in der Nürnberger Straße wird das leichtere Spiel gepflegt, aber dieses in allen Graden und Abwandlungen. Vom klassischen Lustspiel bis zum modernen Konversationsstück wie Jochen Huths „Himmel auf Erden“, von Gogols „Revisor“ bis zu Wolfgang Goetzens „Ministerpräsidenten“, in dem die Figur Bismarcks in eine Sardou-Handlung gestellt wird, von Hauptmanns idyllischem Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg“ bis zum souveränen Maskenspiel und zur aufgelösten *commedia dell'arte*, als die Jürgen Fehling Moretos Lustspiel „Donna Diana“ inszenierte.

Im großen Hause am Gendarmenmarkt steht nach dem Umbau eine vollkommene technische Einrichtung zur Verfügung, die noch kaum vollständig ausgenutzt worden ist. Im „Egmont“ wurden in der Marktszene besondere Tiefenwirkungen erzielt, weil die Bühne bis zu dem Brückenbogen, der über die Charlottenstraße in die dahinter liegenden Magazinhäuser führt, benutzt werden konnte. Aber der Intendant ist der Versuchung bisher nicht unterlegen, mit besonderen Ausstattungseffekten in der Anlage des Spielplans und der Vorstellungen zu rechnen. Er nahm die guten Standardvorstellungen wie „Faust“, „König Lear“ und „Glas Wasser“ wieder auf, er inszenierte ein strenges und geschlossenes Werk wie „Gyges und sein Ring“, er spielte den „Hamlet“, und ließ Fehling Hanns Johsts „Thomas Paine“ inszenieren: eine Meisteraufführung in der Durcharbeitung der schauspielerischen und räumlichen Probleme. Man weiß im Berliner Staatstheater, daß das Bühnenbild ebenso zum Wesentlichen der Inszenierung gehört wie das Wort des Dichters und der Körper des Schauspielers. Darum hat Gründgens von vornherein darauf Wert gelegt, Bühnenmaler wie Rochus Gliese, Traugott Müller und neuerdings auch Caspar Neher zu verpflichten, die, so verschieden sie in ihrer Farbenempfindung und ihrer Raumaufteilung sind, ein Entscheidendes gemeinsam haben: die dramaturgische Einstellung zum Theater. Leere Dekorationseffekte werden vermieden. Drama und Dichtung gaben den Ton an.

So konnten die Staatlichen Schauspielhäuser neben dem eleganten Lustspiel wie Oscar Wildes „Idealen Gatten“ die formstrenge Klarheit und klassische Haltung der „Braut von Messina“ unter der vortrefflichen Regie Lothar Müthels spielen. So konnte neben einem übersichtlichen Effektstück wie dem „Ministerpräsidenten“ von Wolfgang Goetz Hans Rehbergs dichterisch geheimnisvolles Drama „Der Große Kurfürst“ in der herrlichen Inszenierung Jürgen Fehlings gegeben werden, und sogar eine Lokalposse wie Niebergalls „Datterich“ in den feierlichen Raum des Staatlichen Schauspielhauses am Gendarmenmarkt einziehen.

Die dramaturgische Leitung des Staatlichen Schauspielhauses setzt mit diesen Leistungen Unbefangenheit und Initiative voraus. Alfred Mühr (und neben ihm Eckhart von Naso) arbeiten hier vorbildlich. So ist der Versuch geglückt, eine Bühne lebendig aufzubauen und das Theater in seiner Totalität wieder zu stabilisieren. Jüngere Autoren sind zur Mitarbeit aufgefordert und werden hoffentlich auch herankommen und sich bewähren. Hier liegt die Entwicklung noch im Anfang. Denn seine letzte Krönung wird dies gespannte und bewegliche Theater erst durch eine ebenbürtige Dramatik der Zeit und ihre Pflege erfahren. So war es in allen großen Epochen der Theatergeschichte.

Schallplattenquerschnitt

- La Paloma*, Salon-Orchester, Dirigent Carl Rockstroh, Rückseite: *Meine Sonne, Jeno Fesca und sein Orchester*. Kristall Nr. 1291. Erinnerung an Kaiser Maximilian von Mexiko. Leise Nadel nehmen.
- Ade mein Kind*, Tangolied aus dem Film „Peer Gynt“, Rückseite: *War's dein Mund*, Juan Llossas mit seinem argentinischen Tango-Orchester. Kristall 3500. Nordeuropäische Sehnsucht mit südamerikanischer Glut gespielt.
- Dritte Sinfonie D-Dur (Overtüre zu einem Schäferspiel) von Friedrich dem Großen, Rückseite: a) Menuett, b) Bourrée aus Wassermusik von Händel, Reichsorchester des deutschen Luftsports, Dir. Schulz-Dornburg. Telefunken A 1754. Klassische Formschönheit in klassischer Reinheit wiedergegeben.
- Das erste Lied, Rückseite: *Spiel mir Zigeuner*, Tango, Walter Frenske mit seinem Orchester. Telefunken Musikus 6104. Ein einschmeichelnder Tango für alle Jahreszeiten.
- Die alte Turmuhr, Foxtrott, Erich Börschel mit seinem Orchester. Telefunken M 6239. Zwei reizende Tänze, die man nach all den vielen Regentropfen öfter hören möchte.
- Overtüre zur Oper „Der fliegende Holländer“ von Wagner. Clangor MD 59. Dramatische und farbenreiche Wiedergabe. Tempo 77. Laute Nadel.
- Overtüre zur Oper „Tannhäuser“ von Wagner. Clangor MD 61. Leider unglücklich in drei Teile geschnitten. Sonst gut.
- „1812“. Overtüre von Tschaikowski. Grammophon 95054 A. Die musikalische Gestaltung des historischen Aufeinanderpralls zweier Welten, die heute Verbündete sind. Eine gute Platte zur guten Zeit.

Mozart-Platten

- Klavierkonzert in Es-Dur von Mozart, 4 Platten, Edwin Fischer mit Orchester. Elektrola 480/83. Ein Werk, dessen Farbenreichtum und Liebreiz die Umwelt vergessen läßt. Edwin Fischer genial.
- Overtüre zu der Oper „Die Hochzeit des Figaro“ von Mozart. Clangor MD 103. Saubere und temperamentvolle Platte.
- Violin-Konzert in D-Dur von Mozart. Clangor MD 9330. Eins von jenen Werken, die sich erst nach mehrmaligem Anhören in all ihrem reichen Stil aufschließen. Farbenschöne Wiedergabe.
- Deutscher Tanz (Mozart), Rückseite: Arie (Antonio Lotti). Telefunken A 1912. An Eleganz und Grazie nicht zu übertreffen.

Englische Tanzplatten

- Close your eyes*, Slow-Fox, Rückseite: *The very thought of you*. Hans Bunt mit seinem Orchester. Telefunken A 1766. Einfache Melodien in raffinierter Instrumentierung.
- Gigolo und Gigolette*, Foxtrott, Rückseite: *Whispering*. Peter Kreuder mit seinem Orchester. Telefunken A 1886. Interessant durch eigenartige Instrumentierung und feine Nuancen. Laute Nadel.
- Two Cigaretts in the Dark*, Foxtrott, Rückseite: *I'm Hummin, I'm Whistlin, I'm Singin*. Hollywood-Tanz-Orchester. Kristall 4139. Ausdrucksvoll, melodienreich, gutes Tempo.
- What a little moonlight can do*, Foxtrott, Rückseite: *Don't you cry when we say good-bye* aus dem Film „Road House“. Jack Payne und sein Orchester. Kristall 4144. Bester englischer Stil, lovely melody.
- Who made little boy blue*, Rückseite: *Let's make love*, Walzer. Jack Payne und sein Orchester. Kristall 4141. Fröhliche Melodie, reines Englisch, gute Tanzplatte, nicht nur für „little boys“. Auch die Rückseite ist besser, als der Titel vermuten läßt.
- The last Round-Up*, Rückseite: *Trouble in Paradise*, Jack Payne und sein Orchester. Kristall 4109. Besonders schöne Gesangsstimme eines ungenannten Künstlers.
- Stormy Weather*, Foxtrott, Rückseite: *When The Wild, Wild Roses Bloom*, Jack Payne und sein Orchester. Kristall 4096. Melodischer englischer Waltz.
- Song of the Islands*, Rückseite: *Dark Eyes*, Roy Smecks Hawaii-Trio. Kristall 4713. „Dark Eyes“, die bekannten „Oczy czarnie“ in englischer Auffassung . . .
- Lookin 'For Love'*, Rückseite: *The Music Goes Around And Around*, Foxtrott. Brunswick A 9910. Nur für solche Ohren, die an amerikanische Kompositionen gewöhnt sind.
- You Are My Lucky Star*, Rückseite: *I've Got A Feelin 'Youre Foolin'*. Aus dem Film „Broadway Melody“. Brunswick A 9857. Eigenartige Melodie, schöne weiche Stimmen, erstklassige Technik.



Ch. W. Schulenburg

MARGINALIEN

MACHEN KLEIDER FILME?

Daß Kleider Leute machen, hat sich in den Reklameabteilungen der Konfektion vom Sprichwort zu einem Grundsatz der Weltanschauung verdichtet. Bei der nahen Verwandtschaft zwischen Konfektion und Film fällt es daher nicht weiter auf, daß die Reklameabteilungen der Filmindustrie sich der Weltanschauung der Konfektion bemächtigt haben und das Sprichwort in abgewandelter Form als modernen Bürospruch verwenden, wo er also lautet: Kleider machen Filme. Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß gesagt werden, daß es sich dabei nicht um die Kleider und Kostüme der Männer und Frauen handelt, die als Helden allabendlich auf der Leinwand auftreten (obwohl neuerdings auch hier die Kostüme manchen Film machen), sondern um die Bekleidung derer, die eingeladen wurden, den Film zum erstenmal zu sehen. Denn auf dieser Ein-

ladung pflegt zu stehen: Herren schwarzer Anzug, Damen Abendkleid.

Nun gehört es zu den unbestrittenen Vorzügen des Kinos, daß es während der Vorstellung dunkel ist und die Zuschauer nur durch Geräusche zu einem sinnlich wahrnehmbaren Gemeinschaftserlebnis verbunden werden können. Zu einem geselligen Ereignis, geschweige denn zu einem gesellschaftlichen, kann eine Filmvorführung an sich *nicht* werden. Frack und Abendkleid verlieren in der Dunkelheit ihre gesellschaftsbildende Bedeutung. Aus diesem Grunde wird in solchen Fällen dem Film ein Konzert vorangestellt, das den Zufrühgekommenen wenigstens ermöglicht, festzustellen, wer von den Zuspätkommenden sogar einen Frack und nicht nur einen Smoking besitzt. Der in dem Film auftretende Heldentenor singt den Schlager des Stückes oder auch die Opernarie, welche das

Leidmotiv seines Seelenschmerzes hörbar macht, zum ersten Male in eigener Person, bevor es durch den Film endgültig kulturgeschichtsfähig wird. Dann wird es allmählich dunkel vor unsern Augen, das Orchester schweigt und der Tonfilm rauscht auf. Die Festversammlung wagt kaum zu atmen, Botschafter, Gesandte und hohe Staatsbeamte weilen unter den Andächtigen und jener begabte Teil des Publikums, der gern und schnell den Aufwand eines so kostspieligen „gesellschaftlichen“ Ereignisses mit der eigentlichen Leistung des Films zu verwechseln bereit ist, dankt mit stürmischem Beifall, jubelnder Zustimmung und mit orkanartiger Begeisterung — wie man am nächsten Tage in den Blättern lesen kann.

Die Reklame, die hier am Werke ist, macht ihre Sache schlecht. Kleider können keinen Film machen. Es spricht

sich später doch herum, daß die Oper „Martha“ ein Kunstwerk und der Film ein stilverfälschender Aufguß ist — selbst wenn vor der Welturaufführung vor versammelten Fräcken, Uniformen und Abendkleidern eine kleine Reklame-Ouvertüre gespielt wurde mit Staatskapelle, Tenor und gefeierter Sängerin. Bedenklicher noch aber erscheint die Inflation der „gesellschaftlichen“ Veranstaltungen. Es wird sich bald zeigen, daß solche Filmpremieren im Grunde keine sind und ihr großes Abendkleid nicht verdienen. Es wäre schade, wenn darunter die wirklichen gesellschaftlichen Veranstaltungen litten, etwa eine Premiere im Staatstheater oder eins der großen Konzerte in der Philharmonie. Hier hat sich inzwischen das festliche Gewand als dazugehörig erwiesen, unbefohlen, einfach aus dem Wert der Veranstaltung heraus. *Peter Li*

DER UNFUG DES PETZENS

Es ist immer die gleiche Geschichte gewesen. Peter klaut einen Apfel frisch vom Baum beim Nachbar. Fritz sieht es. Fritz hat noch nie einen Apfel geklaut. Fritz ist viel zu klein, um an den Baum heranzukommen, oder zu dumm zum Äpfelklauen, oder zu ängstlich — oder zu faul. Oder: er kommt gar nicht auf den Einfall. Aber Fritz hat es gesehen, daß Peter einen Apfel vom Baum riß. Fritz geht zu Wudicke, dem Apfelbaumbesitzer, und sagt: Peter hat einen Apfel geklaut. Wudicke ist ein seltenes Exemplar des Menschen. Er empfindet die Verringerung seines Apfelbestandes zwar schmerzlich; aber er entsinnt sich der Zeit, da auch er als Junge Äpfel klaute und Fritzens Vater schrie: „Wudicke hat einen Apfel geklaut.“ Wudicke ist inzwischen selber Apfel-

baumbesitzer geworden. Er ärgert sich wohl über das Äpfelklauen, aber noch mehr über die neidische Petzerei des Angebers. „— — hm, hm, alte Petze —“ brummt er und jagt den Bengel davon.

Die Lust des Menschen zum Petzen ist eine Frage des Charakters. Schöpferische Menschen petzen nicht, sie klauen höchstens. Wie reizend etwa, in einer Operette das im Dreivierteltakt wieder zu finden, was man gestern im Trauermarsch der Sinfonie eines anderen Komponisten im Viervierteltakt zu meinen hörte. Wie reizend dieser diebische Einfall. Wie plump der Kritiker, der es petzt, ohne ein freundliches Wort dafür zu haben.

*

Man kann ja petzen. Oh, man soll sogar manchmal petzen! Man hält es



Aus der Chinesischen Ausstellung in London

British Museum, London

Chinesische Malerei auf einem Baumstamm (13. Jahrhundert)



Fotowettbewerb

Fot. Olga Böhme, München

Querschnitt einer Zwiebel

SCHAUSPIELERIN UND MASKE



Fot. Kanowski

Zweimal Margarethe Melzer



Fot. Schröder

Annemarie Schünzel
Tochter von Reinhold Schünzel



Fot. Badal-Terra

Vera Engels in „Stenka Rasin“



Die Schwestern Helge und Irmi Emminghaus (Irminghaus)



Aus der Ikonensammlung Paul Wegeners

Fot. Schneider

einfach nicht aus, wenn man nicht petzen darf. Aber dann petze man gefälligst mit Augenzwinkern. Im Falle Fritz etwa so: „Herr Wudicke, Peter hat einen Apfel geklaut. Ich wollte auch gerne, aber der Baum ist zu hoch für mich. Können Sie mir nicht einen schenken? Ich kann nicht sehen, wenn der Peter einen Apfel isst, und ich habe keinen.“ Das wäre liebenswürdig gepetzt, aber wo ist der Fritz, der das kann?

*

Trotzdem: Schöpferische Persönlichkeiten petzen nicht. Alle Petzer leben von den Äpfeln, die die anderen klauen. Es ist so kümmerlich. Ein Leben aus zweiter Hand sozusagen „Der größte Schuft im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant“, so sagte man, als Napoleon seine Spürhunde in Deutschland laufen ließ, die aufpassen mußten, ob vielleicht hier und da einer einmal ein unzufriedenes Wort über die Zeiten sagte. Ein gesundes Volksempfinden wehrte sich mit diesem Sprichwort dagegen. Denn es ist armselig, dumm und ehrlos, sich selbst dadurch lieb Kind machen zu wollen, daß man andere schlecht macht. Schon in der Schule gelten die „Petzer“ als schlappe Burschen, deren Freundschaft niemand sucht. Wohl den „Wudickens“, die diese Schulweisheit sich im Leben bewahrt haben. (Peter Li)

*

Die echte Uhr. In der *Rue de Rennes* in Paris ist im Schaufenster eines Antiquitätenhändlers eine alte Uhr zu sehen. Darunter liegt ein vergilbter Zettel. Auf diesem steht: „Ich bestätige hiermit, daß diese Uhr aus meiner Epoche stammt. Ludwig XVI.“

4

Der Sport ist der Inbegriff unserer Zeit. Er erhält uns jung und elastisch, gibt uns Schwung und Lebensfreude, er macht „ganze Kerle“ aus uns.

Der Motor ermöglicht uns zweckentsprechende Ausnützung unserer Zeit, schafft bessere Verdienstmöglichkeiten, verhilft uns zu der so dringend nötigen Erholung in freier Natur.

„MOTOR und SPORT“, zwei Begriffe, wie sie zeitgemäßer nicht sein könnten.

„MOTOR und SPORT“, eine Zeitschrift, die mit der Zeit geht, die Ihnen Unterhaltung, tausenderlei Anregungen, Auskunft über technische Fragen, schöne Touren, knifflige Rechtsfragen gibt, die Sie stets auf dem laufenden hält über alles, was beim Motor und Sport sich ereignet. „MOTOR und SPORT“ hilft Ihnen Ihr Fahrzeug in Schwung halten und weiß Ihnen Rat in jeder Lage, denn seine Mitarbeiter haben die Erfahrung, die einem, der sie nicht hat, oft viel Geld kostet. Überzeugen Sie sich selbst.

Sie erhalten „MOTOR und SPORT“ an jedem Kiosk, durch Ihren Zeitschriftenhändler, durch die Post oder direkt vom Verlag.



Probeheft kostenlos durch

MOTOR und SPORT

Pößneck i. Thür.

Neuerscheinungen

Grellius Buchhandlung u. Antiquariat

Berlin W 8, Mohrenstr. 52 / A 2, Flora 7626
[U.-Bhf. Friedrichstadt] / Gegründet 1737

Größtes Antiquariatslager

Ankauf einzelner Stücke und ganzer Bibliotheken

241

AUS DEN BERLINER GALERIEN

Den Gang durch die Berliner Galerien beginnt man bei der *Buchhandlung Karl Buchholz* schräg gegenüber dem Luftfahrtministerium, wo ein kleiner Raum vor dem Lärm der Straße wie ein Asyl freigehalten ist. Man findet hier meist kleine Bronzen, und Terrakotten, Zeichnungen von zarteren, oft ausgeglichenen und nie extravaganten Temperamenten, während die gewichtigere und oft problematische Malerei den Galerien des Lützowufers überlassen bleibt. Diesmal fallen die Tierplastiken und Zeichnungen *Fritz Wrampes* (1934 neununddreißigjährig gestorben) besonders auf: ein Pferd, eine äsende Antilope, ein indisches Rind, die kühl abgebildet sind und uns aus einem neugierigen Ruhezustand heraus ansehen. In einer Reihe von Zirkuszeichnungen ist der Mensch ihnen verbunden und tritt nun ebenso gelassen auf, so daß er — wenn der Ausdruck erlaubt ist — in der hellenischen Tierhaftigkeit des Leibes und das Tier in der ebenso hellenischen Veredelung des Körpers zusammen eine sonderbare Einheit bilden. Das gemahnt an Marées, an den wir später noch oft denken sollen, Die Stilisierung, die Ruhe, besser Statik, mit der auch bei Wrampe ein Mann, die Hand um den Hals eines Pferdes haltend, im Vordergrund steht, melancholische Neugier im Blick, die gleichsam in einem zweiten Reich verweilt — dies alles macht diesen Zeichner mit dem großen „Klassizisten“ verwandt. Schauen wir weiter umher, so sehen wir, wie diese Berührung doch nur an der Peripherie stattfindet. Manche Zirkusszenen sind zu nervös und zu lebendig, um unter diese Definition zu fallen. In der Plastik eines Blinden, der sich mit dem Gesicht seiner spürenden Füße und zurückgehaltenem ahnenden Kopf weiter schiebt, ist das Leid zu persönlich und zu wenig als weltanschauliche Melancholie — und eben deshalb zu reich — gesehen, daß diese Auffassung nicht mehr zu jenem Spätklassizismus paßt. Aber es gibt andere Fälle, bei denen die Beziehung deutlicher ist.

Im Haus des *Vereins Berliner Künstler* (Gastausstellung) macht man gleich bei zwei Malern die gleiche Entdeckung, daß Marées im Hintergrunde steht. Hier verstärkt sich der Eindruck, daß heute die Sehnsucht nach Form und ein auf die Gestalt, und nicht so sehr auf Farbe, Gefühl und expressionistische Akzente gerichteter Trieb sehr schnell zu einem Neuklassizismus gelangen. (Hier: *Rudolf Richter* und *Herbert Häfner*.) Die Farben, mit denen man malt, sind gedämpft und erscheinen wie unter einem pastellnen Überzug verborgen. Es überwiegt dunkelbrandiges Rot, blasse Körperfarbe, die mit der dunklen Gesamttonung und einer das ganze Bild verschmelzenden Glasur sich vereinigen. Die Bilder streben auf das Wandbild und auf das Fresko, und sammeln offen aus der Leinwand, blickende, aber unbewegte Gestalten, die sich dann wie Statuen präsentieren. Ihnen fehlt die Härte und Geschlossenheit, mit der der literarische Neuhumanismus (Jäger, Helbing) auftritt. Sie sind aber nichtsdestoweniger dessen Gefährten, obwohl die Körperumrisse unscharf sind und in diesem „Gesellschaften im Freien“ dem „Badestrand“ und der lyrisch-paradiesischen Kompositionen zum Schluß doch der Stimmungsinhalt überwiegt. Hier befindet sich auch das von *Richter* gemalte Freundesporträt von *Karl Schneiders*, dessen Staatspreisbild wir später in der *Galerie v. d. Heyde* antreffen. Der persönlichen Beziehung der zwei Maler entspricht die sachliche nicht in gleichem Maße, doch ist es die gleiche gedämpfte Wirklichkeit, die aus den schwach rot und dann melancholisch schimmernden Farben der Moselland von Schneiders zum Vorschein kommt, obwohl hier eine andere noch weiter ins Französische und französisches Akademikertum weist.

Das Thema wechselt unversehens, wenn wir die *Galerie Nierendorf* betreten, wo *Dix*, *Lenk* und *Schrimpf* vereinigt sind. *Dix* zuerst mit einigen Waldzeichnungen und einer süddeutschen Hügellandschaft, welche an die Zeit gemahnt, in der sich einst Heckel auch vom Expressionismus zu den beruhigenden Aufgaben der Landschaftsbilderei wandte. Genauer gesehen führt die Wendung von *Dix* noch weiter. Die blättrige Rinde der Bäume, der silbrig sich neigende Vorhang der Zweige und Äste, die sich von unten erhebenden Gräser lassen uns an den Lyrismus der von Altdorfer und Wolf Huber denken.

Diese Bilder sind denn auch als Altmeisterlichkeit betitelt worden, obwohl uns die andere Feststellung lieber ist, daß in dem Bodenseegebiet, wo sie gemalt worden sind, tatsächlich sich solche Stimmungen — wie schon vor vierhundert Jahren — sich immer wieder erneuern. Einmal zeigt

sich Dix auch in seinem Meisterfach der Bildniskunst, als er seine greise Mutter und ein Kind unter einem schorfigen, echt altlyrischen und sehr altdorferähnlichen Baum zusammen porträtiert. Die Wandlung der Physiognomien bei Dix ist nun interessant. Alles Herbe, Scharfe ist geblieben, eher mit vertieften Spuren eingegraben, aber der Bitterkeit entkleidet. Der Kontrast zwischen goldenen und grauen Strähnen, rosiger Fleischigkeit des Kindes und schrumpfer Haut ist eher verstärkt, aber ist zugleich mit Ruhe und beinahe lächelndem Blick dargestellt. Man tritt dann zu den Landschaften, zu einem Sonnenaufgang mit grünwaldisch rot, gelb und blau wetterleuchtenden Wolken, die den Dualismus von zwei gegeneinander kämpfenden Prinzipien selbst an der ermattenden Landschaft beschreiben, Man tritt zu einem Winterbild, dessen weiße, schnee graue Fläche durch einfallende, schwarze Krähen unheimlich belebt wird. Man sieht im „Winterabend“ die schwangere sich unter der Schneedecke bäumende Landschaft. Selbst in der „Waldlichtung“ verraten die gefällten, nun brandrot schimmernden Stämme noch den Kampf, den Dix selbst in der Landschaft zum Mittelpunkt der malerischen Beschreibung macht. Und so ist endlich auch das Gewitter im „Höhenmoor“ beschrieben als ein riesiger vor den Felsstümpfen zerplatzender Wolkenball. Der Gegensatz zu seinem Freunde *Lenk* ist offenbar, obwohl sie beide beinahe von demselben Fenster aus gemalt haben. Dessen Bilder sind ruhig, noch immer mit der minutiösen Sorgfalt des einstigen Graphikers gemalt, aber nun untergründig beseelt, so daß er hart an die historischen Romantiker gelangt und ihre typisch romantische Verschmelzung. Man muß ihn und *Schrimpf* zusammen betrachten, obwohl Schrimpf noch ruhiger, gleichmäßiger mehr der malerischen als der seelischen Stimmung ausgeliefert ist. Doch scheinen alle diese Maler den Abend und die Dämmerung zu lieben, den blauen Schimmer über Baum und Wolken und — überhaupt — über der Welt. Dies ist ein tieferes als nur malerisches Symptom, das auf eine gewisse „romantische“ Empfindung der feineren Geister heute hinweist. Die Landschaften geraten dadurch himmelweit und unendlich, verlieren sich in eine metaphysische Entfernung, und sind, obwohl es doch Landschaften sind, nicht eigentlich irdisch und erdhaft, wie man es von ihnen erwartet.

Wichmann, gleich nebenan in der *Galerie Möller*, verdient vielleicht das Prädikat „erdhaft“, weil aus der wintersnassen Erde seiner Bilder beinahe noch der Geruch des Erdbruchs mit emporsteigt. Man hat jedoch nur ein wenig vor ihnen zu verweilen, um vor dem Schwung des Horizontes, den breiten undifferenzierten Farben zu spüren, wie hier auch nicht eine naturalistische, sondern eher eine mythische Darstellung beabsichtigt ist. Zweimal sind dem offenen, weder durch Haus noch Wald näher beschriebenen Land Gestalten beigegeben, zwei große, mit aufgerissenen Augen blickende Bäuerinnengesichtern ebenbürtig der großen Landfläche, über die sie hingemalt sind. Dies ebenbürtige Gegeneinander von Gestalt und Welt, das schon gar nicht mehr an individuelle Figur und individuelle Landschaft denken läßt, macht den Zug des Mythischen aus. Die Frau trägt ihren grauen Kopf, als ginge der Wind über sie hin. Obwohl das Bild nichts davon schildert, muß man die düstere Gewalt der Heide denken. Die deutliche Absicht ist allerdings nicht immer erreicht. Einmal erinnert ein allein gemalter Frauenkopf an das dunkelglühende Pathos der frühchristlichen Mosaiken, denen auch wir hier ein unwirkliches Rot aus den Augen flackert.

V. d. Heyde zeigt schließlich der 32jährige *Karl Ehlers*, dessen vielseitige Begabung ihren Zielpunkt noch nicht erreicht hat. Zwei Plastiken vor fünf Jahren sehen noch entfernt naturalistisch belebt aus. Die heutigen Leistungen zeigen eine extreme Stilisierung, in der ein kunstgewerblicher Spieltrieb und religiöse Inbrunst seltsam miteinander wechseln. Da erhebt eine Holzgestalt, wie noch von der Lebenskraft des Baumes emporgerissen, aus überschulden Leib seine Hände, so daß der Übergang von Gestalt zu Ornament schon recht bedenklich ist. Ein Kreuzträger ist massiver, wuchtiger, und auch eindrucksvoller, eine sich — in einer einzigen Holzkurvung — emporwindende Schlange sehr empfindsam, aber beinahe schon wieder nur eine Formarabeske. Überall wo sich das Gefühl zu ganz dünnen, körperlosen Formen verfeinert, verliert es nicht nur an Wucht, sondern auch an Beständigkeit und Inhalt und wird vom Spieltrieb abgelöst, während im festen Material (vergleiche das Denkmal) sich das Erlebnis auch stärker bindet. E. S.



Elektr. Bohrer und Händetrockner
Heißluftduschen in Verbindung mit
elektr. Staubsaugern anwendbar

Verlangen Sie sofort unverbindl. Angebot m. Drucksachen

ROBERT SCHÖTTL

Komm.-Ges.

Reichenbach/Fils 91., Württ.

Soeben erschienen:

MARTIN BLOCK

Zigeuner

IHR LEBEN UND IHRE SEELE

Dargestellt auf Grund eigener
Reisen und Forschungen mit
99 Abbildungen auf 64 Kunst-
drucktafeln, 288 Seiten

In Ganzleinen geb. 5,80 RM.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG.
LEIPZIG



WALTER RAMMNER

Das Tier in der Landschaft

Die deutsche Tierwelt
in ihren Lebensräumen

Etwa 460 Seiten mit 125 mehr-
farbigen und 270 einfarbigen Ab-
bildungen. In Ganzleinen 9,80 RM.

Völlig neu und einzigartig an diesem Werk ist die Bebilderung.
Das ganze Buch enthält mitten im Text prachtvolle farbige Tier-
und Landschaftsbilder neben lebensvollen Schwarzweiß-Zeich-
nungen. Der Text schildert das Leben der mitteleuropäischen Tiere
in ihrer Umwelt und im Wechsel der Jahreszeiten.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

VERLAG BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

Castans Schreckenskammer

Seit dem Einzug des Films sind die berühmten Wachsfigurenkabinette in Vergessenheit geraten, die noch zur Zeit unserer Eltern große Attraktionen darstellten. Nur das *Musee Grevin* in Paris und das berühmte Kabinett der *Madame Tussaud* in London bestehen noch.

In Berlin gab es das *Passage Panoptikum* und *Castans Panoptikum*. Besonders Castans Schreckenskammer war berühmt, die für Nervenschwache und Kinder laut Schild am Eingang verboten war. Eine Anzahl der Gegenstände war verdeckt, so der unter einer Glasglocke befindliche, entsetzlich anzuschauende zerstückelte Kopf des ermordeten Knaben Blechert. Ein Guckloch ließ den „Rutsch auf dem Rasiermesser“ mit der bluttriefenden, abwärts gerichteten Schneide sehen. In der Folterkammer standen, lebensgroß in Wachs gebildet, die auf verschiedenste Art malträtierten Menschen des Mittelalters.

Dann sah man die „Eiserne Jungfrau“, von der wir heute wissen, daß sie als reines Phantasieerzeugnis für die Nürnberger Folterkammer hergestellt wurde und nie in Betrieb gekommen ist. Zwei Landstreicher waren mit Händen und Füßen in den *Pranger* gesetzt, zwei Weiber keiften in der *Zankgeige*, was, wie der Katalog bemerkte, oft drei bis vier Tage dauerte.

In der Galerie lebenswahnachgeformter Verbrecher konnte man *August Sternickel* sehen und die Katalogangaben über die Räuberbande *Pistulka* mit den wächsernen Originalen vergleichen. Da war die berüchtigte Giftmörderin *Gesche Margarete Godfried*, das Mädchenmördertrio Brüder *Schenk* und *Hugo Schlossarek*, und schließlich eine lange Reihe, in ihrer



Zeichnung Irminghaus

gipsigen Weise noch grauenhafter anzusehende Reihe von Totenmasken aller möglichen Übeltäter.

Castans Panoptikum schloß im Februar 1922 seine Pforten. Tagelang wurden die Richtschwerdter, Richtbeile, Folterinstrumente und Mörderfiguren versteigert und Sammlungen, die in ihrer Art unbedingt einzig waren, wurden in alle Winde zerstreut.

Kupferne Reflexe. Aus dem Programmheft eines großen Berliner Ballhauses: „Die Orchester spielen faszinierende Tanzmusik und melodiose Tangos, die Beleuchtung des Saales fließt von der strahlenden Tageshelle zum abgedämpften Gelblicht über, das den Frauen einen gewissen Schimmer in den Augen gibt und kupferne Reflexe im Scheitel der Tänzerinnen spielen läßt . . .“

Zu dieser Nummer: Der Beitrag „Fug und Unfug des Spielens“ von J. Huizinga ist dem Buch „Im Schatten von Morgen“ entnommen, das im Gottschalk-Verlag, Bern-Leipzig, erschienen ist.

DER KNOPF

Einer nahm mich beim Knopf und sprach:

„Lassen Sie Ihre Tochter Kunstgeschichte studieren!“

„Lassen — schon!“ zuckte ich die Achsel.

„Dann kriegt sie einen Mann!“

Aber auf was für einen käme es an, suchte ich geltend zu machen.

„Einen Kunstgeschichtler!“ versicherte er.

Da warf ich denn doch die Frage auf: „Na und?“

Er aber wollte wissen, ob das etwa nichts wäre. „Die essen ein angesehenes Brot! Und eine sichere Butter darauf — ich habe es mir genau überdacht.“

Ich dankte ihm für die freundliche Fürsorge und bat, es meiner Tochter gleich sagen zu dürfen. Aber er hielt mich fest und sprach: „Ich muß es Ihnen erklären. Kunstgeschichtler werden immer gebraucht, weil es ein beliebtes Studium der jungen Mädchen ist. Da müssen Lehrer sein, sowohl Hochschuldozenten wie Kräfte für die Mädchenschulen . . .“

„Aber doch nicht so viele!“

„Ferner müssen Museumsleute da sein, weil ja die Museen für das Studium nötig sind. Ferner müssen altmodische Architekten da sein, weil die Museen gern antiquarisch gebaut sein sollen. Ferner müssen Kunstschriftsteller da sein, die über alles dies schreiben, und Restauratoren, die alles in Schuß halten, und Forscher, welche neue alte Kunst aus der Erde herausgraben.“

„Doch nicht für die jungen Mädchen!“ entsetzte ich mich.

„Nur für sie!“ beharrte er, „Damit sie studieren können! Weil es so ein beliebtes Studium ist. Die Nachfrage

nach solchen Frauen ist fast größer als die nach alter Kunst. Diplomaten und Industrielle suchen verzweifelt nach kunstgeschichtlich gebildeten Frauen für ihre Salons, aber es bleiben einfach keine übrig. Der wissenschaftliche Betrieb schlingt alles wieder ein, was er eben ausgebildet hat. Die Männer müssen weiterdienen, und die Mädchen werden von ihnen geheiratet. Dadurch bekommen sie Seltenheitswert, und darum steht diese Art der Bildung so hoch im Kurs. Wie ja auch die alte Kunst kaum in den freien Handel dringt: die Museen schlucken alles, und nur weil sie fast unerreichbar ist, gilt das Sammeln als Obligo der Noblesse. — Wenn Sie Ihrer Tochter einschärfen, daß sie keinen ihrer Lehrer oder Mitstudenten heiratet, dann werden Sie eines Tages erleben . . .“

Ich konnte mir selber denken, was ich erleben würde. Und ich habe mir darum doch lieber einen neuen Knopf gekauft.

Dirks Paulun.

Gefälscht oder falsch? Ein Pariser Zahnarzt war bekannt dafür, daß er von den Malern vom Montmartre gern Bilder oder Aquarelle als Honorar annahm. Eines Tages hatte er wieder einen Maler behandelt, dessen Kunst ihm nicht recht gefiel. Er bat ihn deshalb, durch Tausch ein Bild von seinen Kollegen, am liebsten etwas von Modigliani, zu bringen. Was auch geschah. Als der Zahnarzt später seine Sammlung versteigern ließ, stellte sich dieser Modigliani als gefälscht heraus. Wütend stellte er den Maler zur Rede, der seelenruhig meinte: „Falsch! Haben Sie mir denn einen echten Zahn eingesetzt?“



Pfitzner

Werner Knoth

BERLINER KONZERTWINTER 1936

Der Berliner Konzertwinter stand im Zeichen des Wachstums und der Festigung der Hörerschaft und der Besuchergemeinde. Diese war in Berlin, der führenden Konzertstadt Europas, merkwürdigerweise nie ungewöhnlich groß. Nur bei seltenen Anlässen weitete sie sich über das Normalmaß aus. Bei feierlichen: der H-Moll-Messe am Bußtag, Beethovens Neunter unter Furtwängler, beim Weihnachtsoratorium und der Matthäuspassion, aber auch bei „populären“: beim Don Kosaken-Chor oder bei Schaljapins oder Giglis Auftreten oder wenn einer der großen ausländischen Dirigenten — etwa Sir Thomas Beecham oder Victor de Sabata — die Philharmoniker dirigierte. Die Matthäuspassion unter Furtwängler war beispielsweise wochenlang vorher ausverkauft, so daß eine zweite Wiederholung angesetzt werden mußte. Einer der stärksten Eindrücke war es zu sehen, daß weit über die Hälfte aller Besucher der Matthäuspassion unter Sittard im vollbesetzten Dom junge Menschen im Alter zwischen 18 und 30 Jahren waren.

*

Die musikalischen Feiern überstrahlten die eigentlichen Konzertveranstaltungen an Wirkungskraft. Besonders die Konzerte des Domchors, die Aufführungen der großen Passionen in der Philharmonie, die Johannis-Passion unter Fritz Stein, der „Jesus von Nazareth“ und Haydns „Schöpfung“ in der Singakademie. Ferner die Schloßkonzerte des Berliner Instrumentalkollegiums im Monbijou bei Kerzenschein, wo Bach und Mozart noch dazu auf alten Instrumenten die Ewigkeit ihrer Musik im historisch getreuen Gewande offenbaren konnten: ferner die Abende des Reichling-Chores, der die Bach-Motetten in der Marienkirche sang und einen klassischen Abend vorklassischer Musik in einer überzeugenden Programmgestaltung bot.

*

Daneben versammelten die führenden in- und ausländischen Solisten ihr Publikum allabendlich in drei bis sechs Veranstaltungen. So viel Namen, so viel große Eindrücke: *Claudio Arrau* hat es mutig gewagt, das gesamte Klavierwerk Bachs in diesem Winter an zehn großen Abenden vorzuführen, während *Wilhelm Kempff* sich der großen Klaviersonaten Beethovens annahm. *Emmi Leisner* sang, von *Michael Raucheisen* begleitet, Schuberts „Winterreise“ und gestaltete durch diese weise Beschränkung auf ein Werk eines Künstlers den Abend zu einer festlichen Stunde.

*

Bei dem knappen Rückblick darf nicht vergessen werden, daß bei aller Pflege und Hege unserer vorklassischen, klassischen und romantischen Musik eine entschiedene Hinwendung zur Musik der Gegenwart festzustellen ist. Nicht immer hält sich dieser Zug von sensationeller Sucht nach Neu-entdeckungen frei, doch wird die kürzlich begründete „Gemeinschaft junger schaffender und nachschaffender Musiker“ aus eigener Kraft die Grenzpfähle abstecken. Peter Li.

Fotowettbewerb „Das interessante Foto“

An dem im Januar 1936 von der Schriftleitung des „Querschnitt“ aus-
geschriebenen Fotowettbewerb hat sich
eine große Anzahl von Querschnitt-
Lesern im In- und Ausland beteiligt.
Nach einer genauen Sichtung aller
Aufnahmen hat die Schriftleitung am
10. März 1936 folgenden Einsendern
Preise zuerkannt:

1. Preis: 300.— RM., Herrn H. Tott,
Zürich, für das Foto „Dämon
Argent“;
2. Preis: 100.— RM., Herrn Edmund
Kesting, Dresden, für Fotos von Hein-
rich Zerkaulen und den Tänzerin-
nen Wigmann und Vogelsang;
- 3.—10. Preis, je ein Jahresabonnement
des „Querschnitt“: Herr Gustav
Schwarz, Klosterlausitz i. Th.; Herr
Georg v. Seck, Kassel; Herr Willy
Zielke, München; Herr Julius Gug-
genheimer, Memmingen; Frl. Trude
Fleischmann, Wien; Frau Steffi
Schaffelhofer, Wien; Herr Martin
Dzubas, Berlin/Lichterfelde; Herr
Franz Klose, Breslau.

Anerkennungsprädikate

Rudi Seidel, Chemnitz; J. Pollissard, Paris XVI;
Fritz Römer, Hannover; Kurt Bosse, Braun-
schweig; K. E. Little, Rawal Pindi, Indien; Erika
Huber, Pforzheim; Walter Bertze, Dresden;
Georg Fricke, Braunschweig; Marjan Pfeiffer,

Ljubljana, Jugoslawien; Othmar Helwich, Wien;
Rudolf Beyer, Leipzig; T. Kankovszky, Buda-
pest; Hugo Schmidt, Hamburg; Gerh. Mattke,
Breslau; Kurt Friedrich, Leipzig; Artur Erbe,
Hagen i. W.; Erich Höhne, Dresden; Werner
Hegde, Leonberg (Württ.); Gerda Müller-Kesting,
Dresden; Heinz Portenrieder, Lippstadt i. W.;
Heinz Märker, Dresden; Peter Kocjancic, Lju-
bljana, Jugoslawien; M. Desai, Bombay, Indien;
Miroslav Hak, Nova Paka, CSR.; Siegfried Wolf,
Dresden; Olga Böhme, München; Sangermann,
Köln.

*

Die mit dem 1. und 2. Preis ausgezeichneten
Aufnahmen, sowie einige weitere, sind in diesem
Hefte veröffentlicht worden. Bei der Preisver-
teilung hat die Schriftleitung nicht nur die foto-
technisch besten Aufnahmen bewertet, sondern
vielmehr diejenigen Einsendungen bevorzugt, die
durch ihre Eigenart am meisten dem Stil des
„Querschnitt“ angepaßt waren. Weitere Ver-
öffentlichungen aus dem Fotowettbewerb folgen
in den nächsten Hefen.

Die Zusendung der Preise erfolgt im Laufe
des Monats April. Die Zustellung der Hefte an
die Preisträger, die ein Jahresabonnement ge-
wonnen haben, beginnt ebenfalls mit dem glei-
chen Monat.

Die Rücksendung der nicht verwandten Fotos
erfolgt, soweit Rückporto beilag, im Laufe des
Monats April. Von Rückfragen bittet die Schrift-
leitung abzusehen, da im Hinblick auf die große
Anzahl der Einsendungen Einzelanfragen nicht
beantwortet werden können. Sämtliche veröffent-
lichten Fotos, die keine Geldpreise erhalten
haben, werden nach den normalen Sätzen hono-
riert.

Briefe an den Herausgeber

Magdeburg,
Bahnhofstraße.

An die Schriftleitung des „Querschnitt“:

Von meinem Sohn Reinhard erhalten Sie wahr-
scheinlich heute ein „Eingesandt“ zur gefl. Ver-
öffentlichung. Sie tun mir den größten Gefallen,
wenn Sie (ihm!) unter Benützung des Rückportos
sich der Mühe unterziehen, eine gebührende Ant-
wort zu erteilen. Welcher Passus mich drängt, Sie
um die Gefälligkeit zu bitten, werden Sie ja ohne
weiteres ermessen können. Verbindlichsten Dank
im voraus.

Mit deutschem Gruß
P. K.

*

Daily Dispatch
200 Grays Inn
Road London W. C. 1:

March 9, 1936.

Dear Herr von Gordon,

I am again in your debt for a copy of your
admirable magazine, in which you manage to get
a large amount of excellent material which you
display to very great advantage.

Perhaps your attention has been called to the
fact that the young man with King Edward VIII
in your picture is the Hertzog von Kent, not the
Herzog von York, as your caption puts it.

I congratulate you again on the great schill
with which you are producing this magazine.

Yours very truly

J. M. Bulloch.

*

Köln-Janusfelde,
Hermann-Pflaume-Str. 23.

An den Herausgeber des „Querschnitt“:

Im Januarheft des „Querschnitt“ schreiben Sie
auf Seite 56, daß Hilde v. Stolz im Film „Trau-

mulus“ zusammen mit Emil Jannings die Schau-
spielerin Lydia Link spielt. Nachdem ich den Film
gesehen habe, mußte ich feststellen, daß Hilde
v. Stolz allein die Lydia Link spielt, während
Jannings den Gymnasialdirektor spielt. W. Sch.

*

Eine schöne Frau in der (Provinz sendet ein
Marzipanherz):

„In dieses Herz,
Ich schnitt es gerne quer,
Mein lieber Peter Gordon
Ich danke Dir sehr.“

*

Sehr geehrter Herr!

Hiermit übersende ich Ihnen eine Arbeit unter
dem Titel: „Was kostet das Leben?“ welches eine
Humoreske ist. Sie kostet zehn Mark. Als an-
erkannter Schriftsteller von bewährter Feder mache
ich Sie darauf aufmerksam, daß ich Ihnen die
Änderung, Kürzung oder Hinzufügung irgend-
welcher Wörter in meinem Manuskript hiermit
gänzlich verbiete. Es würden sonst die ergreifenden
Stellen, besonders auf Seite 4 in der Liebesszene
nicht so herauskommen, wie ich es mir als Ver-
fasser derselben gedacht habe.

Sollten Sie meine Arbeit nicht abdrucken wollen
oder können, so schicken Sie sie mir umgehend
zurück. Sollte ich binnen drei Tagen keinen Be-
scheid haben, so nehme ich an, Sie drucken sie. Das
Honorar, welches, wie gesagt, zehn Mark beträgt
und nicht zu teuer ist, muß sofort gezahlt werden.
Ich brauche es.

Mit Deutschem Gruß

G. D.

Der Verlag bemerkt, daß der Herausgeber
leider nicht in der Lage ist, alle an ihn ge-
richteten Briefe persönlich zu beantworten.

Bad Wildungen für
Niere und Blase

ZUR HAUS-TRINKKUR:
bei Nieren-, Blasen- und Frauen-
leiden, Harnsäure, Eiweiß, Zucker

Helenenquelle



Ein peinlicher Zwischenfall...

kann vorkommen, denken Sie, und der Fall ist erledigt. Peinliche Zwischenfälle gibt es leider auch so oft in der Werbung. Da gibt man so viel Geld für nichtsagende Anzeigen aus und schimpft dann hinterher über den unausbleiblichen Mißerfolg. Es kommt beim Inserieren — auf das kein Geschäft verzichten kann — nicht darauf an, daß die Anzeigen einem selbst gefallen; o nein, der zu gewinnende Kunde muß durch die Anzeige zu einer Anfrage oder Bestellung veranlaßt werden. Also: wirkungsvolle Anzeigen, den Leser überzeugen, ihn fesseln. Wie man mit Erfolg inseriert, wie man wirkungsvolle Anzeigen entwirft, wie andere erfolgreiche Geschäftsleute es machen, zeigt ihnen in überaus reichhaltiger Illustration das führende Organ des Anzeigenwesens

„Die Anzeige“
Storch-Verlag Reutlingen B



Verlangen Sie kostenlos Probenummer

250

Gesetz gegen Verführung. Im Jahre 1779 wurde im englischen Parlament das folgende Gesetz eingebracht: „Alle Weibsleute, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Witwen, welche vor oder nach dem Erlaß dieser Akte irgendeinen der männlichen Untertanen Seiner Majestät in verräterischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsetts, Reifröcke, Hackenschuhe und gepolsterte Hüften zur Eingehung einer Heirat verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über Vergehen und Zauberei verhängt hat, und soll eine solche Heirat nach Überführung des betreffenden Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden.“

NOTIZEN

Der Erzählerpreis der „Neuen Linie“ wurde an folgende Autoren verliehen: *Görge Spervogel, Stefan Andres, Erwin Wittstock, Werner Bergengruen, Walther Georg Hartmann, Graf Otfried Finckenstein.*

*

Maxim Zieses Schauspiel „Der erschlagene Schatten“ wird demnächst im Staatlichen Schauspielhaus in Berlin zur Uraufführung gelangen. Sein Drama „Siebenstein“ wurde bereits vor einiger Zeit im Staatstheater gespielt.

*

Die *Markensammlung* des verstorbenen Königs Georg V. von England wurde Mittelpunkt eines Kulturfilms, den die englische Postverwaltung herstellen ließ.

Das in Heft 3 zwischen Seite 168/169 veröffentlichte Foto stellt König Eduard VIII. mit seinem jüngsten Bruder, dem *Herzog von Kent*, dar, nicht mit dem Herzog von York, wie versehentlich angegeben.



Berliner Kunstwochen 1936. Die musikalischen Festspiele der Reichshauptstadt tragen dieses Jahr das Zeichen des großen sportlichen Ereignisses der Olympischen Spiele. In der olympischen Zeit finden vom 10. Juli bis 30. August die traditionellen *Kammermusikabende*, *Kammerkonzerte* und *Schloßmusiken* in den Berliner Schlössern statt. Erste deutsche und ausländische Künstler geben Konzerte in der „Goldenen Galerie“ und den historischen Wohnräumen der Königin Luise im *Charlottenburger Schloß*, im Gartensaal des *Schlusses Monbijou* und im Weißen Saal des *Stadtschlusses*. Das Philharmonische Orchester gibt Schloßmusiken im fackelerleuchteten Schlüterhof des Berliner Stadtschlusses, an dem das Geburtszimmer Friedrichs des Großen liegt. Im Hof eines der ältesten Berliner Schlösser, des *Schlusses Köpenick*, werden Konzerte friederizianischer Märsche und Fanfaren gegeben. Das Landesorchester spielt Serenaden in dem alten Park des *Schlusses Niederschönhausen*. Auf der *Dietrich-Eckart-Bühne* im Reichssportfeld finden festliche Veranstaltungen der Reichstheaterkammer, der Reichsmusikkammer, und des Deutschen Opernhauses statt. Das Deutsche Opernhaus bringt außerdem den vollständigen „Ring“ und die „Meistersinger“ von Richard Wagner, die Akademie der Künste mit dem Philharmonischen Orchester und das Landesorchester geben zwei Konzerte deutscher zeitgenössischer Werke. Ein musikalischer Hauptziehungspunkt von ganz besonderer Bedeutung wird am Anfang der Berliner Kunstwochen das Deutsche *Beethovenfest* sein. Es wird vom 9. Mai bis 11. Juni dauern und umfaßt Sinfoniekonzerte des Berliner Philharmonischen Orchesters unter *Furtwängler*, *Abendroth* und *Schuricht*, des Hamburger Staatsorchesters unter *Jochum*, des Orchesters des Deutschen Opernhauses unter *Rother* und Chorkonzerte unter *Kittel* und *Sittard*. In dem kammermusikalischen Teil wirken erste deutsche Künstler mit, unter ihnen *Edwin Fischer*, *Georg Kulenkampff*, *Elli Ney*, *Eduard Erdmann*, *Emmi Leisner*, *Paul Lohmann*, *Winfried Wolff*, *Wilhelm Backhaus*, *Rudolf Bockelmann* und die Quartette *Havemann*, *Gewandhaus*, *Wendling* u. a.

Die Chinesische Ausstellung in London, die soeben geschlossen wurde, zeigt zum erstenmal in Europa die Schätze des chinesischen Kaiserhauses aus der verbotenen Stadt. Die meisten Stücke waren durch ein eigens hierzu beordnetes englisches Kriegsschiff nach England gebracht worden. Von den etwa 4000 Objekten, die aus 35 Jahrhunderten stammten, waren die Bronzen und Keramiken besonders erwähnenswert. Europa dürfte höchstens in der Zeit der besten Gotik ähnliches geschaffen haben wie die abstrakt schönen, schlanken Götterfiguren der Wei-Zeit. Ferner fielen die Keramiken aus der Han-Zeit (206 vor bis 220 nach Chr.) auf und die Schöpfungen der Sung-Zeit (960—1279), die durch ihre natürliche und vornehme Form und wachsartige Glasur wirkten. Viele Porzellane waren besonders für den Palast hergestellt und tragen Beschriftungen von der Hand des Kaisers. Eine Anzahl wertvolle Stücke der Ausstellung stammt aus japanischem Besitz. Bemerkenswert war, daß unter anderen zahlreichen Ausländern auch chinesische Studenten zum Studium der Ausstellung nach London gekommen waren. A. B.

X ○
Heute morgen schlecht
aufgelegt (wegen des Rasierens?)
Müß doch mal
Kaloderma-Rasierseife
probieren!

BÜCHERQUERSCHNITT

Christian Morgenstern: *Alle Galgenlieder.* Bruno Cassirer Verlag, Berlin. (Geh. RM. 3.50.)

Da haben wir Galgenlieder und das Kleeblatt beisammen: Palma Kunkel, Palmström und den Ging-Ganz, dazu den ganzen großen philosophischen Zoo: vom Nasobem bis zum Wemwolf, und das seltenste aller Grillenaquarien, das je ein Dichter dem Eintritt eines humorsüchtigen Publikums geöffnet hat. Der alte Zauber umfängt uns wieder, wenn wir das Huhn auf dem Bahnhof, nicht für es gebaut, und das Mondscharf, das Geierlamm und das Löwenreh neben dem heiligen Pardauz ihre Gedankensprünge und Purzelbäume schlagen sehen. Von Epigonen oft nachgeahmt — bisher unerreicht. Ein leuchtender Morgenstern im deutschen Humor.

ARNOLD LITTMANN

Jakob Schaffner: „*Larissa*“. Zsolnay-Verlag, Wien/Leipzig. (Geb. RM. 6.50.) Den vielen stoff-

lichen Reizen dieses Romans verbindet sich noch ein anderer: das ernste, eher verschlossene als offene Gesicht Schaffners blickt immer wieder durch das märchenhaftschwingende und das abenteuerlich düstere Spiel der Handlung hindurch. Diese hat das Russische *in* und nicht nur um sich, das innere und äußere russische Reich um 1900. Larissas zarte, träumerisch versprechende Gestalt steht am Ausgang des Buches, als ob sie in einem zweiten bald wiederkäme. WALTHER GEORG HARTMANN

Werner Bergengruen: *Der Großtyrann und das Gericht.* Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

(Geb. RM. 5.80.) Ein breit angelegter Versuch, im Roman das Wirken, Denken und Fühlen der Menschen eines Stadtstaates der italienischen Renaissance allgemeingültig zu verdeutlichen. Innerhalb einer außergewöhnlichen Handlung, die an Spannung nichts zu wünschen übrigläßt. Trotz weltanschaulicher Sicherheit in den Dialogen und mancher eigenen Natur- und Situationsschilderung läßt sich ein Vergleich mit Conrad Ferdinand Meyer nicht unterdrücken. OTTO BRATSKOVEN

Arnold Krieger: *Das Blut der Lysa Gora.* Ein ostdeutscher Roman. Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin. (In

Leinen RM. 5.80.) Ein Meisterwerk lebendiger, volks- und naturnaher, kenntnisreicher Wirklichkeits-schilderung, ein außergewöhnlich starker und ehrlicher Roman. Krieger macht den Versuch, aus der Berufsgebundenheit seiner Gestalten, die dem Handwerk und der Technik ebenso verhaftet sind wie ihrem heimatlichen Boden, neue Sprachformen zu entwickeln; er tut es ohne Zwang und Krampf, und so erwächst ihm ein dichterischer Stil, der, weil realistisch und überrealistisch in einem, im besten Sinne modern ist. Ein hohes, aber völlig unpathetisches Lied der Arbeit, der Kameradschaft und der Vaterlandsliebe! HEINZ LUEDECKE

Walter v. Molo: *Eugenio von Savoy,* Roman. Holle & Co., Berlin. (Geb. RM. 6.80.) In diesem

Buch ist sehr viel schreiend bunte Verwirrung, sehr viel verfilmte Kriegsgeschichte und nur ein kleines Lot des menschlich Tiefen. Wenn es Molo darum zu tun war, den Prinzen Eugen zu einer tragisch-sympathischen Figur zu machen, die er kaum sein dürfte, hätte er sich mehr an das innere als an das laute äußere Erleben halten müssen. Was hier Innerlichkeit heißt, ist tränenrührend wie die Regieanweisung im Nebensatz eines Drehbuchs (mit dem der Roman verteuflte Verwandtschaft hat). Wer sich vor dem Ranke scheut, mag den Molo jedoch gern zur Hand nehmen. WALDEMAR KELLER

KURT BILAU

Die Offenbarungen Johannis

Ein Mondniederbruch vor 11400 Jahren

Steifpappe mit 6 Kunstdruckbeilagen · Preis RM. 1.85

„... Bilau erklärt die Offenbarung als eine Übersetzung eines altertümlichen Berichtes über Erdkatastrophen, hervorgerufen durch Anziehung von unserem Mond und dessen 7 Monden.“

„Astrale Warte“, Memmingen, Oktober 1935

Lufen & Lufen · Berlin SO 16

Karl Friedrich Borée: *Quartier an der Mosel.* Rütten & Loening Verlag, Frankf. a. M. (Geb. RM. 4.80.) Der Dichter des erfolgreichen Romans „Dor und der September“ schrieb ein neues Buch, nicht tiefer in der Problematik, nicht aufwühlender, und dennoch: der Rahmen ist weiter gespannt, es geht nicht allein um das Private eines Liebeserlebnisses, es geht um die letzten, dringendsten Forderungen des Daseins. Und mit den Soldaten der Batterie, die, durch die lieblichen Mosellandschaften ziehend, aus dem Krieg heimkehren, indes das Gewohnte des Krieges und der mannhaften Todesbereitschaft immer mehr in die Vergangenheit gleitet, erleben wir „diese wunderbaren Dinge des Friedens, des — Lebens, die das Leben erst ausmachen . . .“

W. Somerset Maugham: *Einzahl — erste Person.* R. Piper & Co. Verlag, München. (Geb. RM. 4.80.) Es ist erstaunlich, daß bisher noch kein Verleger auf die Idee gekommen ist, in einem Sonderkatalog darauf hinzuweisen, für welche örtlichen und zeitlichen Bedingungen der Lektüre sich seine Bücher besonders eignen. Es gibt Bücher, die kommen nur für Tages-, andere nur für Nachtlektüre in Frage, manche dürfen überhaupt nur im Bett gelesen werden, lyrische Gedichte sollte man zum Beispiel auf sommerliche Waldpromenaden mitnehmen und Edgar Wallace vor allem auf D-Zugfahrten lesen. Für den Novellenband von W. Somerset Maugham: „Einzahl — erste Person“, die erste in Deutschland veröffentlichte Prosa des angelsächsischen Dramatikers, gibt es nur einen wahrhaft geeigneten Ort der Lektüre: zwischen fünf und sieben vor einem original englischen Kaminfeuer. Denn wir müssen erst ganz in die Atmosphäre wohliger Behaglichkeit gelangt sein, um die köstlichen Erzählungen Maughams so goutieren zu können, wie er sie sicher, überlegen schmunzelnd, selber genoß, als er sie niederschrieb. Zumeist gibt er in knapper und unpräziser Schilderung Ausschnitte aus dem Leben der englischen Gesellschaft, aber es sind nicht nur Ausschnitte des äußerlichen Lebens. Psychologisches Raffinement in Verbindung mit weltmännischem Humor ermöglichen uns einen Einblick in die tieferen und bei aller scheinbaren Komik tragischen Verflechtungen des Daseins. GERT SOLMS

Bengt Berg: *Ivar Halling. Roman eines Einzelnen.* Verlag von Dietrich Reimer, Berlin. (Geb. RM. 4.80.) Der berühmte Tierschriftsteller begibt sich auf das Gebiet des leichten Unterhaltungsromans, auf welchem er in seinem Heimatland schon lange legitimiert ist. Indem er uns den Roman Ivar Hallings, des Industrieorganisationsführers, erzählt, der einen siegreichen Kampf gegen die volksschädigende Spekulation des Großkapitals führt, wird er für Schweden zum kühnen Vorkämpfer gesunder sozialer Ideen. WERNER HENSKE

Jalu Kurek: „Die Grippe wütet in Naprawa“. Paul Kupfer Verlag, Breslau. (Geb. RM. 5.80.) Die Warschauer Literaturakademie hat dieses Werk mit dem „Staatspreis der Jungen“ ausgezeichnet. Bereits aus diesem Grunde lohnt es sich, es zu lesen: um die mutigen Preisverteiler für ein wahrlich nicht „akademisches“ Buch zu bewundern. In der eigentlich westlichen Form kalter, nackter Reportage schildert es östlich dörfliches Elend im podolischen Land, trübste, unmenschliche Armut — ohne Schonung verantwortlicher kleiner und großer Regenten und ohne Schonung auch der sittenapostolischen Leser, wenn (etwas reichlich) in die sonstige Gefühlsmaschinerie der armseligen Leute um Naprawa eingeblickt wird. WALTHER GEORG HARTMANN

Bismarck und die Fürstin Orloff: C. H. Beck'sche Verlagsbuchh., München 1936. (RM. 5.50.) Sozusagen Bismarck privat. Andere Privatheiten sind bekannt, z. B. daß er Bärenschinken und Würste aß, soviel Johanna dem Hungrigen schickte. Hier wird aus einem Briefwechsel die menschliche Zartheit eines europäischen Kavaliere neu bekannt, der in Biarritz der

Den spannendsten Stoff des Weltgeschehens

das grandiose Schauspiel der menschlichen Geistesentwicklung, den Gang der Kultur über die Erde, schildert in packender Darstellung eindringlich und klar das Handbuch der Kulturgeschichte auf 3500 Seiten mit gegen 3000 Bildern und farbigen Darstellungen. 26 hervorragende Gelehrte geben ein umfassendes Bild der deutschen Kultur, angeschlossen die Hauptkulturen der ganzen Welt. Das Werk ist eine ganz große Leistung des deutschen Schrifttums und der deutschen Drucktechnik. Leicht anschaffbar durch den Bezug von monatlich 2 Lieferungen zu je RM. 2.80. Man verlange ausführliches Angebot und unverbindliche Antritts-sendung 27 f von der Buchhandlung

ARTIBUS et LITERIS

Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes

Fürstin Orloff seine Zuneigung entgegen trägt, die sich bald in dem ruhigen und gemütvollen Verhältnis von „Onkel“ und „Nichte“ stabilisiert. Ob dies nun die Chiffre einer tieferen Leidenschaft ist oder nicht, verraten die äußeren Zeichen nicht. Bismarck trägt Blumen, Moos, einen Olivenzweig und eine Nadel im Zigarettenetui als Erinnerung — sie schickt Billette an „Onkel Bismarck“, „Monsieur le Grand“, „großen Minister“ . . . wie sie „pitsch, patsch, tritt, tritt“ vom Bade wegläuft. Hier ihre bittende, nie kokettierende, immer lustig erregte Naivität, dort die sich langsam und später in immer festere Sätze kleidende Rührung und Erinnerung des Mannes, der die Zweiundzwanzigjährige auf einer Sommerreise noch als Pariser Gesandter sieht, als Ministerpräsident hinweggezogen wird und den letzten Brief als kaiserlicher Kanzler 1873 schreibt.

EBERHARD SCHULZ

Sabine Lepsius: *Stefan George. Geschichte einer Freundschaft.* Verlag Die Runde, Berlin (Geb. RM. 4.80.) Drei Verdienste: Erstens hat mit dieser Veröffentlichung der Dichter Stefan George seinen Eckermann, vielmehr seine Eckerfrau gefunden. Ihre Plaudereien an Berliner Salonkaminen liefern einen hübschen Beitrag für die Vergegenwärtigung des hochgeistigen Westendes von 1900 bis 1914. Zweitens: Georges Wesen wird durch Sabines gespreizte Beschreibung dem Fernstehenden nur noch ferner gerückt, da es Sabine mit fraulicher Beharrlichkeit versteht, an diesem Wesen vorbeizuschreiben. Zusammengenommen ist das im Sinne Georges allerdings ein Verdienst um den Dichter. So sind denn drittens die 12 beigefügten Bildnisse Georges das beste an dieser zuweilen peinlichen und peinigenden „Geschichte einer Freundschaft“.

PETER LI

Marie v. Bunsen: *Talleyrands Nichte.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. (Geh. RM. 5.50.) Es ist die Lebensgeschichte der Herzogin von Sagan, in Frankreich als die Herzogin von Dino bekannt, die eine einzige Liebesgeschichte bedeutet. Schön genug, um ihre Liebe einzusetzen, hochgeboren, um sie an vier Königshöfen zu zeigen, verschwenderisch und sinnlich, um sie oft auszukosten, begabt wieder, um an sich ihre Zeit zu erleben, ist sie ein Spätling des Rokoko. In dessen Sterbestunde geboren, lebt sie ihr in die sich auflösenden

demokratischen Zeiten steif hineinragendes Hofleben. Wie die Grandes Dames des Rokoko hat sie ihre Memoiren geschrieben, in denen ihr von Neigung und Ehrgeiz schillerndes Leben nicht immer ganz deutlich aufbewahrt ist. Aus Ehrgeiz ist sie Talleyrands Geliebte geworden, aus Liebe die unruhige Gefährtin in unruhigen und schnell verlöschenden Abenteuern. Sie hat gleichsam vom Boudoir aus europäische Politik mit bestimmt, später miterlitten innerhalb der in ungleiche Formen zerfallenden Gesellschaft. Einmal holt sie Besuch von der Eisenbahn mit der sechs-spännigen Staatskarosse ab, so graziös, so herrisch, so seidig und rokokobekleidet, tritt sie vor das Dampfmaschinenzeitalter. In dem vorliegenden Zweitbericht steckt allerdings mehr von der Pedanterie der Memoiren als von dem Abenteuer dieses herzoglichen Lebens selbst.

EBERHARD SCHULZ

Kasimir Edschmid: *„Italien. Lorbeer, Leid und Ruhm“.* Societätsverlag, Frankfurt a. M. (Geb. RM. 6.60.) Sehr belesen, sehr bewandert, zum Teil welterfahren und all darum schon sehr beneidet, ist Edschmid einer der angenehmsten Unterhalter unserer Zeit. Unter allen Vorwürfen, die man gegen ihn erhob, kann man den nicht finden: daß er weltfremd wäre. Er ist ein blendender Stilist, dessen Schreibweise in seinem beträchtlichen Italienbuch an die des Franzosen Barres erinnert, der z. B. „Die schönen Gegensätze von Siena“ in bezauberndem Tonfall geschildert hat. Edschmid hat jene „Oberflächlichkeit der Tiefe“ und zugleich ein erstaunliches geschichtliches Wissen.

WERNER SUHR

MEISTVERKAUFTE BÜCHER

Februar

Nach Umfragen

- Wehner, J. M.*, Stadt und Festung Belgerad
Molo, W. v., Eugenio von Savoy. Der heimliche Kaiser des Reichs
Kayser, W., Der Panduren-Oberst Trenck. Roman eines Abenteurers
Fürst Nikolai Orloff, Bismarck und Katharina Orloff. Ein Idyll in der hohen Politik. *Briefe der Kaiserin Friedrich*, hrsg. von Sir Frederic Ponsonby
Zischka, Japan in der Welt
Beste, K., Gesine und die Bostelmänner
Spoerl, H., Wenn wir alle Engel wären
Forster, E. M., Indien. Roman
Waetzoldt, Dürer und seine Zeit.

Friedrich Christiansen: *Festliches Spanien.* Mit 137 Aufnahmen des Verfassers. Bibliographisches Institut, Leipzig. (Geb. RM. 5.80.) Eingehendes Miterleben und langjährige Beobachtung sind die Paten dieser Publikation. Gerade mit ihren handfesten Schilderungen der Feste und Spiele, abseits aller literarischen Bewunderungssucht, kann das Buch als eine regelrechte Sittengeschichte des spanischen Volkes bezeichnet werden. Über einige nicht angebrachte Vergleiche (etwa die Rechtfertigung des Stierkampfes gegenüber dem Boxkampf) sieht man hinweg. Im Hinblick auf die Tänze bewundert man die vorbildliche Genauigkeit des sachlichen Überschauens, die niemals in trockene Philologie ausartet.

OTTO BRATSKOVEN

William Prescott: *Der Untergang der indianischen Kultur.* Illustrierte Aretz/Standard/Werke, Bernina/Verlag, Leipzig/Olten/Wien. (Geb. RM. 4.80.) Die Bibel der Indianerforschung ist zwar schon wiederholt in deutschen Ausgaben erschienen, aber wohl noch nie in einer so guten Auswahl, und mit solcher Fülle sachverständig ausgesuchter Bildbeigaben. Man legt das Buch mit gemischten Gefühlen aus der Hand: voller Bewunderung für die kraftvolle Anmaßung einer Konquistadorenatur der Renaissancezeit, wie der des Eroberers Mexikos Ferdinand Cortez, und zugleich voller Trauer über die Vernichtung einer so uralten Kultur wie der der Azteken Mittelamerikas. Prescott spannt beides in den einen großen Rahmen einer farbigen Geschichtserzählung, die nicht zu Unrecht mit der Rankes verglichen wurde.

J. Huizinga: *Im Schatten von Morgen.* Gottschalk/Verlag, Bern/Leipzig. (Geb. RM. 3.90.) Es gibt zwei Arten der Kulturkritik. Die eine sagt: Ja, aber . . ., die andere sagt: ich kenne sie zwar nicht, die Kultur, aber ich mißbillige sie. Huizinga kennt sie gut und mißbilligt sie trotzdem. Er leidet mit ihr und ihrer systematischen Zerstörung, heute, im Schatten von morgen. Huizinga gehört zu den Optimisten des Wortes, die daran glauben, daß allein die Erkenntnis des Zerfalls den Zerfall zu beschwören vermag. Wir können soviel Zuversicht nicht aufbringen. „Im Anfang war die Tat.“ Aber das Bild, das Huizinga vor unseren Augen ausbreitet, analysiert den bestehenden Zustand auf trefflichste. So legt er mit seinem kultur-

philosophischen Seziermesser einen höchst aufschlußreichen Querschnitt durch die Gegenwart (was der Leser an dem Abschnitt „Fug und Unfug des Spielens“ in diesem Heft bestätigt finden wird).

PETER LI

Karl Scheffler: *Deutsche Baumeister.* Bruno Cassirer Verlag, Berlin. (Geb. RM. 8.50.) Diese Geschichte der „Deutschen Baumeister“ ist nicht nur zugleich eine der deutschen Baukunst, sondern auch ein Essay über die Geschichte des deutschen Lebens. Denn die Baukunst ist „die allgemeinste unter den Künsten“, die alle Bedürfnisse einer Zeit verschmilzt. Der große Dilettant Scheffler steht hier auf seinem eigenen Gelände, von wo er Strahlen nach allen Seiten auswirft, welche die tiefere Kausalität zwischen Kunst und Technik, Kunst und Handwerk, Temperament und Macht, Masse und Herrschaft beleuchten. Scheffler hat das seherische Auge gegenüber den Steinformen, dazu die Sprache, ihre ehemalig seelisch-soziale Bewegtheit wieder aus ihnen herauszulösen. Diese Sprache besitzt eine unpathetische Kühle, die heute nicht mehr ihresgleichen hat. Der Standpunkt ist eigentümlich. Denn er liegt nicht in der Höhe eines ideellen oder ästhetischen Prinzips, sondern in einer alten und goethisch weise anmutenden Lebenserfahrung, die eben nur diesem Autor angehört und nicht nachlieferbar ist. Es ist mehr eine Prüfung aller Architektur, die hier veranstaltet wird, als ihre Beschreibung.

EBERHARD SCHULZ

Ernst Wagemann: *Narrenspiegel der Statistik.* Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. (Geb. RM. 7.80.) Wem wäre er nicht begegnet, der bekannte „Strich durch die Rechnung“. In der Schule machte ihn der Lehrer, im Leben macht ihn manchmal eine Frau, auf der Börse der schwarze Freitag, und nur, wenn man eine Rechnung in Zahlen hingeschrieben hat, und sie geht auf, und es stimmt alles, dann denkt man, nun könne es keinen Strich mehr geben. Da kommt dann Ernst Wagemann, des Deutschen Reiches Statistiker, und macht ihn trotzdem. Er dreht sozusagen den Zahlen den Hals um und stellt sie auf den Kopf. Er reißt der Statistik die Larve vom Gesicht, oder er setzt ihr die Schellenkappe auf und macht sie zum Narren. Ganz wie er will. Denn er hat sie in der Hand und mit ihr eine ganze Weltanschauung.

PETER LI

Meyers Taschenatlas. 51 Haupt- und Nebenkarten mit alphabetischem Namensverzeichnis und einer geographischen Einleitung. Bibliographisches Institut, Leipzig. Taschenatlas und doch große Karten! Die kluge Lösung: gefaltete Blätter. Ausgezeichneter Druck. Größere Ansprüche befriedigt *Meyers Hausatlas*. (Taschenatlas gebunden RM. 3.—; Hausatlas geb. RM. 12.—.)

PETER LI

Pegasus in Tabakwolken: *Deutsche Rauchergedichte vom Dreißigjährigen Krieg bis zur Gegenwart.* Gesammelt und herausgegeben von Viktor Wendel. 560 Seiten. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig. (In Leinen RM. 8.—.) So sehr, daß „ein gewisses überaus schönes Frauenzimmer ihren Bräutigam die erste Nacht nicht konnte ins Bett bringen, und er vorher seine Pfeife Tobak ausschmücken wollte“ — so sehr lieben wir Deutschen den Tabak, seit dieses indianische Wunderkraut im Siebenzehnten Säkulo bei uns Einzug gehalten. Von Hofmann von Hofmannswaldau bis Ringelnatz haben unsere Poeten gar viele hübsche Sprüchlein über Pfeife, Zigarre und Zigarette gedichtet. Viktor Wendel hat sie zusammengetragen und mit aufschlußreichen Anmerkungen versehen. Eine reizende Anthologie ist entstanden, ein Buch, das jeder Raucher (und jede Raucherin) mit verständnisinnigem Schmunzeln lesen und genießen wird. Das halbe Hundert flotter Illustrationen von Karl Stratil und die sorgfältige Ausstattung machen es um so begehrenswerter.

HEINZ LUEDECKE

Walter Bauer: *Die Horde Moris.* Bruno Cassirer-Verlag, Berlin. (Geb. RM. 2.80.) Die Horde Moris streift zur Zeit der Jugendbewegung durch die Wälder Deutschlands. Die im Erwachen seiner Männlichkeit und seines Führertums sich findende Gestalt eines jungen Studenten hat Walter Bauer sympathisch gezeichnet. Der zarte Schleier, in den seine Erzählkunst Vorgänge und Menschen hüllt, läßt sie melancholisch fern und unwiederbringlich erscheinen.

PETER LI

Die Zeitschrift des deutschen Kunstfreundes

KUNST- UND ANTIQUITÄTEN- RUNDSCHAU

kennzeichnet sich durch

Umfassendes Programm

für das Gesamtgebiet der bildenden Kunst und des Kunstgewerbes in alter und neuer Zeit

Qualität

in der Auswahl der Beiträge u. Mitarbeiter

Zuverlässige Berichterstattung

aus allen Kunstzentren der Erde

Rasche und kritische Übersicht

über den Kunstmarkt

Sorgfältigste Auswahl

und Wiedergabe der zahlreichen Abbildungen

Reichhaltigen Anzeigenteil

mit vielen An- u. Verkaufgelegenheiten

VERLAG Dr. KARL HÖHN, ULM/D.

E X A K T A

KLEINBILD
REFLEX

Auswechselbare Optik bis 1:2 · Schlitz-
verschluss 1/1000 · 1/2 Sek. Selbstauslöser

IHAGEE · KAMERAWERK · DRESDEN · STRIESEN 953

Verantwortlich für die Schriftleitung: Edmund Franz v. Gordon, Berlin-Steglitz. — In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung: Dr. Gustav Wall, i. Fa. Buchhandlung und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I. — Schriftleitung: Berlin-Steglitz, Althoffplatz 4, Telefon: G 9, Albrecht 4434. — Verlag: Heinrich Jenne Verlag, Berlin-Steglitz. — Auslieferung und Anzeigenannahme: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17, Telefon: 712 46. — Verantwortlicher Anzeigenleiter: Hans Schmiedicke, Markkleeberg. — DA. I. 36:10000, Auflage dieses Heftes: 16000. — Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. — Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig C 1, Täubchenweg 17. — Der „Querschnitt“ erscheint einmal im Monat und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. Einzelpreis 1.50 RM, bei Jahresbezug (12 Hefte) je 1.25 RM. Preise für das Ausland (mit Ausnahme der Schweiz und Palästina) um 25% ermäßigt

Ein nobles Geschenk

für eine Frau von Geschmack: „die neue linie“ im Abonnement! . . . denn damit schenken Sie in erlesener Auswahl und prachtvoller Ausstattung alles, was eine Frau interessiert: das Beste der Literatur, Musterbeispiele des Kunsthandwerks, praktische Reisevorschläge, Sport, Wohnkultur und nicht zuletzt das Schönste der Mode! • „die neue linie“ beziehen Sie monatlich für RM. 1.– durch Ihren Buchhändler. Beyer-Verlag, Leipzig / Berlin.

Von Woche zu Woche den Blick in die Zeit,

in das Weltgeschehen – in die Politik, Wirtschaft, Kultur und Technik – dazu eine Fülle ausgewählter Unterhaltung auf allen Gebieten, auch für die Familie, vermittelt Ihnen klar und übersichtlich die am Donnerstag jeder Woche erscheinende Zeitung

„Deutsche Wochenschau“ Umfang 32 Seiten
Bezugspreis 98 Pfg. monatlich frei Haus

Machen Sie einen Versuch,
unverbindlich und kostenfrei erhalten Sie Probenummern vom Verlag

„Deutsche Wochenschau“
Berlin-Schöneberg, Herbertstraße 4

Eine neue illustrierte Storm-Ausgabe

Storms Werke

Illustrierte Ausgabe in 9 Bänden.

Mit einer Vorrede von Hans Friedrich Blunck und Federzeichnungen von Karl Wernicke. Nach der von Theodor Hertel besorgten, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe neubearb. und erweitert von F. Böhme. Jeder Band enthält etwa 400 Seiten (Format 13 × 21 cm) und kostet

in Ganzleinen 1.90 RM.

Die schlanken, meergrauen Bände in modernem Romanformat, der klare, große Druck in Breiskopf-Fraktur auf blütenweißem Papier und die feinfühligsten Federzeichnungen Karl Wernickes geben den Dichtungen einen Rahmen, der ihrem Stimmungsgehalt entspricht. Kein gelehrtes Beiwerk beeinträchtigt den Genuß des Dichtervortes. Wer tiefer in das Wesen der Stormschen Kunst eindringen, sich über das Leben des Dichters und die Entstehung seiner Werke unterrichten will, findet in den Schlußbänden ausführliche literarhistorische Erläuterungen und Anmerkungen, die Fritz Böhme auf Grund der bekannten Ausgabe Theodor Hertels nach dem neuesten Stand der Forschung besorgte. Besonderen Wert erhält das Werk noch durch die mit dichterischer Einfühlung geschriebene Vorrede Hans Friedrich Bluncks. Das Ziel, eine Storm-Ausgabe für alle zu schaffen, wird nicht zuletzt durch den niedrigen Bandpreis erreicht, der weit unter dem sonst üblichen liegt. Da die Bände auch einzeln abgegeben werden, hat jeder die Möglichkeit, zunächst seine Lieblingsnovellen anzuschaffen oder zu verschenken, und das Gesamtwerk nach und nach zu vervollständigen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT AG., LEIPZIG

Z. 8° 1291